AETAS KANTIANA

AETAS KANTIANA

Das kritische Werk Immanuel Kants, 1724-1804, bildet einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Philosophie; besser, der Philosophie überhaupt. Zwischen 1780 und 1800 liess Kant erscheinen : *Die Kritik der reinen Vernunft*, 1781; *Die Kritik der praktischen Vernunft*, 1788; *Die Kritik der Urteilskraft*, 1790; *Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft*, 1793; *Die Metaphysik der Sitten*, 1797. Nicht aufgeführt sind dabei jene unzähligen Schriften, die dazu bestimmt waren, die in diesen grundlegenden Werken ausgesprochenen Prinzipien zu verteidigen.

Kant hatte viele Schüler und Bewunderer. Aber auch an Gegnern fehlte es nicht. Es waren dies vor allem die Verfechter des Wolff'schen und Leibniz'schen Rationalismus. Andererseits waren es Fichte, Schelling und andere Idealisten, die aus den von Kant aufgestellten Prinzipien die extremsten Folgerungen zogen.

Wenige Epochen der Philosophie waren so fruchtbar, sowohl an ideellen vie an der Ausbildung philosophischer Systeme. Die Kantische Kritik gab den Anstoss zu einer ausgedehnten philosophischen, kritischen und polemischen Literatur. Ihre Wirkung hält auch heute noch an.

Trotz der verschiedenen und oftmals gegensätzlichen Strömungen, die sie charakterisieren, bildet die *Aetas Kantiana* ein unteilbares Ganzes : etwa die ersten vierzig Jahre der Bewegung. Dieses Ganze, diese *Aetas Kantiana*, umfasst eine enorme Literatur. Sie enthält viel mehr als die grössten Autoren dieser Epoche, sie seien nun kantianisch oder nicht.

Dies ist der Grund, warum es nützlich, ja notwendig schien, die Werke in einem möglichs vollständigen Corpus zusammenzustellen. Unter dem Namen *Aetas Kantiana* werden also, im Neudruck, die Originale oder die bestem Ausgaben der repräsentativsten Werke der Kantischen Aera publiziert werden; selbstverständlich mit Ausnahme der grossen Gesamtausgaben, die leicht zugänglich sind.

IMPRESSION ANASTALTIQUE
CULTURE ET CIVILISATION
115 avenue Gabriel Lebon, Bruxelles
1970

Encyklopädische
Ansichten
einiger
Zweige der Gelehrsamkeit

von

Christian Jacob Kraus,
öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben
von
Hans von Auerswald,
geheimem Staatsrathe und Ober-Präsidenten von Preußen, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Erster Theil.

Königsberg,
bei Friedrich Nicolovius. 1809.

Vermischte Schriften

über

staatswirthschaftliche, philosophische

und

andere wissenschaftliche Gegenstände

von

Christian Jacob Kraus,

öffentlichem Lehrer der praktischen Philosophie, und der Cameralwissenschaften auf der Universität zu Königsberg.

Nach dessen Tode herausgegeben

Hans von Auerswald,

geheimem Staatsrathe und Ober-Präsidenten von Preußen, Curator der Universität zu Königsberg und Ritter des rothen Adlerordens.

Dritter Theil.

Königsberg,

bei Friedrich Nicolovius. 1809.

Vorbericht.

Unter den nachgelassenen Papieren des Prof. Kraus fanden sich mehrere zum Behuf allgemein-encyklopädischer Vorlesungen, welche derselbe, anfangs nach Sulzer, später nach Eschenburg, eine Reihe von Jahren hindurch gehalten hatte, angelegte Hefte, nebst einem Nachtrage einzelner mit Anmerkungen beschriebenen Blätter, wodurch jene von Zeit zu Zeit vervollständigt waren.

Der Herr Herausgeber der Krausischen Schriften glaubte, daß auch in ihnen manches öffentlicher Bekanntmachung Werthe enthalten sey, zumal da eben diese encyklopädischen Vorlesungen großen Bei-

fall erhalten hatten und immer zahlreich waren besucht worden.

Auch mir schien es, nach genauerer Durchsicht ihres beträchtlichsten Theiles, der Mühe werth, sie wenigstens nicht ganz der Kenntniß des literarischen Publikums vorzuenthalten, besonders von dem gleich zu bestimmenden Gesichtspunkte betrachtet.

Kraus beschränkte sich, wie bekannt ist, nicht auf den Anbau derjenigen Wissenschaften allein, als deren Lehrer er angestellt war, sondern mit einem unersättlichen Triebe, beinah mit wissenschaftlicher Neugierde, strebte er nach Allem, was nur zu wissen und zu kennen war, und hatte sich einen großen Reichthum mannigfaltiger Kenntnisse aus allen Fächern erworben, den er täglich vermehrte. So wie die Beweglichkeit und das leichte Zusammenwirken seiner intellektuellen Kräfte in diesem unermüdeten Auffassen und Aneignen ihm außerordentlich zu Hülfe kam, so erzeugte es auch jene lebendige Klarheit, womit er das schnell Gefaßte und in seine

Gedankenform Gegossene ausdrückte und darstellte, so daß sein Geist in einem rastlosen Anziehn, Bilden, Wiedergeben von Kenntnissen begriffen war.

Durch seine Gelehrsamkeit nun, so wie durch die Agilität seines Geistes und sein Talent der Mittheilung war Kraus einer der vorzüglichsten Lehrer der hiesigen Universität und in seiner Art von nicht minderer Bedeutung für dieselbe, als Kant. So lange nämlich Kant noch geistig lebte, bildete er und Kraus gleichsam die beiden Pole für die Studien derselben, als einer gemeinschaftlichen Sphäre, indem jener, in den Tiefen des Geistes wohnend, das rein spekulative, dieser, weit in der Außenwelt umher sein Auge werfend und ihre Erscheinungen philosophisch combinirend, das realistisch-rationale Princip für sie repräsentirte. Diese relative Entgegensetzung Beider drückte sich bis in Kants und Krause's persönliche Beziehungen aus, da abwesend Einer vom Andern mit großer Achtung sprach, jeder seine Zuhörer

auch des Andern Zuhörer zu werden ermunterte, in unmittelbare Berührung aber Beide nicht kommen, ohne einander zurückzustoßen, und ohne gelehrten Streit in Gesellschaft nicht beisammen seyn konnten. In den Studien der Universität aber brachte dieß Verhältniß ihrer Hauptlehrer eine gewisse richtige Organisation und ein Gleichgewicht hervor, das sich erst bei Kants zunehmender Altersschwäche auflöste, so daß von der Zeit an Kraus in Lehre und Ansehn ein unläugbares Uebergewicht auf derselben bekam und späterhin auch behauptete.

Ist demzufolge die Bekanntschaft mit Kraus, als einem umfassenden Gelehrten, an sich interessant, ist sie zum Verständniß des wissenschaftlichen Lebens der hiesigen Universität, lange fast der äußersten literärischen Kolonie im Nordosten Deutschlands, und damit zur Erklärung der in den letzten Jahrzehenden von da ausgegangenen Bildung, selbst mancher Erscheinung in der Gesetzgebung und Verwal-

tung des Preußischen Staats, wichtig; so giebt ohne Zweifel einer der erheblichsten Beiträge zu ihr die Bekanntmachung von Papieren, die, wenn auch nicht in Krause's Hörsaal versetzen, nicht von seinem lebendigen Vortrage eine Vorstellung erwecken können, doch über die Grundansicht, womit er die Wissenschaften betrachtete, über die Art, wie er sie behandelte, den letzten Zweck, den er ihrem Studium setzte, den Werth, den er einer jeden beimaß, Aufschluß, und von der Summe, von dem Zusammenhange und der Organisation seiner Kenntnisse einen Begriff zu geben im Stande sind — nicht zu gedenken der fruchtbaren Winke über noch vermißte zweckmäßigere und vollständigere Bearbeitung einzelner Zweige oder specieller Materien, die man in ihnen finden wird.

Um diesen Beitrag zu geben, war es aber unnöthig, alle seine encyklopädischen Hefte abdrucken zu lassen, deren einige, z. B. über die positiven und die mathe-

matischen Wissenschaften, auch zu kompendiarisch ausgearbeitet waren. Das Wesentliche seiner wissenschaftlichen Grundsätze und Ansichten liegt in der Einleitung, in der Encyklopädie der Philologie, der schönen Künste und Wissenschaften und der Geschichte. Diese demnach auszuheben und unter den gewählten Ueberschriften in die Sammlung seiner hinterlassenen Werke aufzunehmen, wurde beschlossen.

Die Revision derselben übernahm ich, hatte auch die Einleitung, und die Encyklopädie der Philologie und der schönen Künste und Wissenschaften beendigt, als meine vermehrten Geschäfte mich nöthigten, die Arbeit an Hrn. Prof. Hüllmann abzugeben, welcher die Encyklopädie der Geschichte bearbeitet hat.

Dem abgedruckten Texte liegen zum Grunde Krause's eigene Handschriften, die mit Nachschriften seiner Vorträge sorgfältig verglichen und aus ihnen ergänzt sind. Grundgesetz der Redaktion mußte natürlich seyn, rein zu geben was Krause's

war. Dieß ist gewissenhaft befolgt worden, so daß keiner der Redaktoren so wenig irgend etwas Vortreffliches und Ausgezeichnetes sich anzumaaßen berechtigt, als irgend etwas minder Gutes zu vertreten verpflichtet ist. Nur in der Form mußte ihnen größre Freiheit verstattet werden. Ueberflüssiges, z. B. bekannte Literarnotizen, wenn sie nicht anders charakteristische oder neue Urtheile enthielten, war wegzustreichen, harte Uebergänge waren zu mildern, abgerißne Sätze zu verbinden, kurz angedeutete Gedanken zu erweitern. Hiebei ist aber sorgfältig dahin gesehn, daß nichts Wesentliches und Kraus Eigenthümliches verwischt, nichts ihm Fremdes hineingetragen und jede Erweiterung in seinem Geiste gemacht würde. Die Unverhältnißmäßigkeit in der Ausführung der Theile ließ aber ohne ein Verfahren, wozu man nicht berechtigt war, sich nicht abstellen. Auch viel Unbedeutendes mußte stehn bleiben, um den Zusammenhang mit dem Bedeutenden nicht

zu zerreißen. Denn das bloß Lernenswerthe hätte sich auch wohl aphoristisch geben lassen, aber das Charakteristische, worauf es hier eben so sehr ankam, liegt zum Theil im Ganzen. Die in letzterer Hinsicht sich ergebenden Resultate zu ziehn, überläßt man, wie billig, dem verständigen Leser.

Süvern.

Inhalt.

Encyklopädische Ansicht der Philologie.

Diese

** 2

Encyklopädische Ansicht der Künste und schönen Wissenschaften.

Von den Künsten überhaupt.

Von den schönen Künsten und schönen Wissenschaften insbesondere.

2) der

Encyklopädische Ansichten

einiger

Zweige der Gelehrsamkeit.

Erster Theil.

Allgemeine encyklopädische Ansichten und Grundsätze.

Die allgemeine Encyklopädie ist eine Darstellung aller Theile der Gelehrsamkeit, nach ihrer Natur, ihrem Werthe und der Methode, sie zu studiren, mit beigefügter Literatur eines jeden Theiles. Alle Erkenntnisse von Umfang und Gewicht, alle Wissenschaften, deren Gebiet vorzüglich groß, und durchgäng angebaut ist, Alles, worauf die Menschen ihren Forschungsgeist gewandt haben, was durch seinen Reiz, oder Einfluß, allgemein bekannt geworden ist, überall Gebrauch und Anwendung verstattet, muß darin aufgestellt seyn. Das Kuriöse, das Kleinliche und Unnütze wird daraus verwiesen. Wenn aber nur das unnütz ist, woraus nichts gebaut, nichts geschlossen werden kann, so möchte wohl nicht so leicht ein Gegen-

stand zurückgewiesen werden dürfen. Was kann z. B. leerer seyn, als Beschreibungen von Aufzügen, Hoffeierlichkeiten, Moden rc.! Und doch kann selbst die Kenntniß davon Aufschlüsse geben über den Geschmack der Nationen, ihre größere oder geringere Empfänglichkeit für Pracht und Etikette, ihr stärkeres oder schwächeres Halten am Herkommen, ihre unveränderliche Steifigkeit, ihre leichte Geschmeidigkeit, und die Vorstellungen davon leiten, berichtigen, bestätigen. Wer wird nicht froh seyn, daß der Aberglaube, und die Hirngespinste des barbarischen Mittelalters immer mehr und mehr vergessen werden! Aber eine historische Kenntniß dieser traurigen Verirrungen der menschlichen Vernunft kann lehrreich für uns werden, und bleibt immer, als ein wichtiges Dokument zur Geschichte der Menschheit, denkwürdig. Alles, was erkannt werden kann, verdient erwogen zu werden. Weisen wir es verächtlich ab, so dürfen wir leicht in den Fall kommen, auch manches andre als unentbehrlich anzusehn, und b o r n i r t in unsern Einsichten, r h a p s o d i s t i s c h in unsern Kenntnissen zu bleiben.

Gelehrsamkeit, objective, ist der Inbegriff aller wissenschaftlichen Kenntnisse; Gelehrsamkeit, subjective, ist der Besitz dieser Kenntnisse. Diese verschiedenen Kenntnisse nun leiden große Veränderungen; einige fallen in unsrer Zeit, als wahrhaft unnütz ganz weg, z. E. Polemik, andre treten hervor, z. B. Statistik, Chemie, und die meisten machen große Fortschritte. Universelle Gelehrsamkeit im jetzigen Zustande, ist für einen Menschen nicht mehr zu fassen. Dem Gelehrten ist daher eine Generalcharte von allen Wissenschaften unentbehrlich. Denn das Reich der Gelehrsamkeit ist so erweitert, daß, wer sich überall lang aufhalten wollte, nirgends zu Hause seyn würde. In den vorhergehenden Jahrhunderten ambitionirten mehrere den Namen eines Polyhistors. Es waren indeß nur Literatoren, die eine historische Kenntniß von den Wissenschaften hatten, die Geschichte der berühmtesten Männer und ihrer Schriften wußten, und kannten, wie Montaigne sagt, nur die Häuser von außen, wie die Fuhrleute. In diesem Sinn ist vielleicht jetzt noch Polyhistorie denkbar, wiewohl die

Literatur in neuern Zeiten eine fast unermeßliche Ausdehnung erhalten hat, deren Ursachen folgende sind:

1) Die in neuern Zeiten erweiterte Kommunikation der Gelehrten (durch Posten, Zeitungen, Journale rc.) sowohl unter einander in allen Ländern, als auch mit dem größern Publiko, mittelst der lebenden Sprachen, wodurch das Nachforschen und der Wetteifer geschärft wird.

2) Die vielen Gesellschaften der Wissenschaften, Künste u. s. w.

3) Die durch erweiterte Lektüre entstandne Theilnahme der Gelehrten an gemeinnützigen Sachen und

4) Die Theilnahme so vieler praktischen Geschäftsmänner, Künstler, Arbeiter rc. an der Schriftstellerei.

Hierdurch ist die Gelehrsamkeit

1) Mit neuen Gattungen bereichert.

2) Schon vorhandne Gattungen sind durch Erfindungen erweitert.

3) Allen ist eine bessere Form gegeben in Absicht auf kritische Richtigkeit, gemeinnützige Brauchbarkeit, und systematische Vollendung.

Bei diesem Umfange und Reichthume der Gelehrsamkeit, ist es ein eitles Unter-

nehmen, in allen Theilen derselben gleich erfahren seyn zu wollen. Aber ein rechtschaffener Gelehrter muß in keinem Fache ganz unwissend seyn; und eine Uebersicht aller Fächer giebt ihm eben die Encyklopädie der Wissenschaften

Der Nutzen derselben ist sehr groß, und läßt sich etwa auf folgende Punkte zurückführen:

1) Sie erweitert Begriffe, und indem sie den Kombinationsgeist befördert, läßt sie uns nicht einseitig bleiben,

2) Sie berichtigt Beurtheilung und bewahrt vor Ueberschätzung oder Verachtung von Wissenschaften, weil man sie allein, oder gar nicht kennt.

3) Sie giebt Anlaß zur Wahl eines Studiums, und zeigt die beste Methode desselben.

4) Man gewinnt durch die vorläufige Kenntniß, welche die Encyklopädie von einer Wissenschaft gewährt, ein Interesse für ihr Studium.

5) Man wird brauchbarer für den Umgang, empfänglicher für weitere Belehrung, und besser versorgt für das Alter.

Bei jeder Wissenschaft kommt es vorzüglich darauf an, von ihrer Natur, Methode, ihrem Werthe d. h. ihrer Annäherung zur Vollkommenheit, und von ihrer Literatur richtige Begriffe und helle Vorstellungen zu haben.

I. Natur. Um die Natur einer Wissenschaft zu kennen, müssen wir wissen

1) Das Objekt derselben oder den Gegenstand, den sie bearbeitet. Dieß wäre z. E. in der Mathematik der Raum, und dessen Verhältnisse; im Naturrecht wären es die Zwangspflichten.

2) Den Zweck, z. E. in der Mathematik, Himmel und Erde zu messen, und alle Bewegungen zu schätzen; im Naturrecht, Ruhe, Ordnung und Frieden zu fördern durch Bestimmung der Rechte und Pflichten des einzelnen und geselligen Menschen.

3) Ihr Prinzip, aus dem alle ihre Lehren abzuleiten seyn müssen. Dieß Prinzip muß einfach und einzig seyn; wo schon mehrere sind, da ist in Wahrheit keins. Es muß a priori fest stehen, und jeder Theil der Wissenschaft, daraus von selbst fließen. In der Mathematik ist es Konstruktion der Begriffe. Es ist

keine so leichte Aufgabe, das Prinzip einer Wissenschaft aufzufinden. Nur erst neuerlich hat man das Prinzip für das Naturrecht gefunden. So hat die Chemie durch Lavoisier ein neues Prinzip bekommen, indem er das Gewicht als solches annahm. So die physische Astronomie, und die Staatswirthschaft.

4) Den wesentlichen Inhalt.

Es ist wichtig, ein vollständiges Register über die Hauptmaterien, die in jeder Wissenschaft abgehandelt werden, und eine logische Klassifikation derselben zu haben. Freilich erhalten wir damit nichts mehr, als eine Anzeige der Materien, die zu dieser Wissenschaft gehören, und das Gerüste, das Fachwerk derselben; aber eben dadurch übersehen wir mit einem Blick alles das, was uns gelehrt wird, lernen wo wir nöthigenfalls Rath und Unterricht zu holen haben, wissen, woran wir diese oder jene Kenntniß, die uns Umgang, Lektüre, oder sonst ein Ungefähr zugeführet hat, anknüpfen, wo wir sie aufstellen, und bewahren können.

II. Methode ist eine gewisse Ord-

nung, die in Zusammensetzung einer Wissenschaft beobachtet wird. Sie ist

1) synthetisch, wenn sie vom Einfachen zum Zusammengesetzten übergeht, so wie die Arithmetik, oder vom Allgemeinen zum Besondern, wie beim Staatsrecht.

Sie ist:

2) analytisch, wenn sie vom Besondern zum Allgemeinen, und vom Zusammengesetzten zum Einfachen übergeht. Die Methode kann ferner seyn genetisch, die gleichsam die ersten noch unbekannten Quellen der Wissenschaften aufsucht, und uns zeigt, wie diese oder jene Wissenschaft entstanden ist, oder doch jetzt entstehen könnte, wenn sie noch nicht kultivirt wäre; — oder kritisch, die den Grad der Gewißheit untersucht. Kritik hat zwar den größten Zerstörungsgeist, und geht nur darauf aus, Alles unsicher und schwankend zu machen, was wir bisher angenommen, und so fest geglaubt hatten. Aber gerade deshalb ist sie von äußerster Wichtigkeit. Sie sichtet die Wissenschaften, und wenn sie die Reichthümer der Gelehrsamkeit vermindert, so erhöht sie ihren Werth, sie hat sie nur

von der Spreu gereinigt. Was sie uns an Kenntnissen raubt, das ersetzt sie uns an Einsichten. Sie räumt vor uns auf, entkräftet verjährte Meinungen, entlarvt Lügen, wirft Vorurtheile zu Boden, setzt uns ins Klare, und wo sie uns in Ungewißheit läßt, sichert sie uns doch vor Betrug, und hält den Irrthum von uns ab. So oft sie den Glauben erschüttert, ist es, um ihn in Freiheit zu setzen. Zweifel ist die Morgenröthe der Wahrheit, die die Wolken bricht, und die ersten Strahlen des reinen, unverfälschten Lichtes zu uns herablenkt.

III. Der Werth der Wissenschaften ist entweder subjektiv, oder objektiv. Der subjektive Werth hängt ab vom Einflusse der Kenntnisse auf das Gemüth ihres Verehrers. Der Grad, in welchem sie meine Kräfte und Fähigkeiten entwickelt, meine Talente hervorzieht, übt und stärkt, meinen Charakter bildet und festsetzt, meinen Geist nährt, meine Aufklärungen fördert, meine Veredlung bewirkt, ist das Maaß, nach welchem ich ihren innern und subjektiven Werth bestimme. Der objektive beruht auf der mannigfaltigen Anwendung, auf dem wichtigen, un-

entbehrlichen, oder gleichgültigen, unbedeutenden Gebrauch, der davon zu machen ist. So hat die Mathematik, außer ihrem unbeschreiblich großen subjektiven Nutzen (indem sie die Aufmerksamkeit fixirt, den Geist gleichsam gliederlos, seine Vorstellungen winkelrecht macht) einen sehr ausgebreiteten objektiven Nutzen, weil sie zur Messung der Höhen, Berge und Wälder, zur Berechnung der Kräfte, zum Bau, zur Kriegskunst und zu tausend andern Dingen unentbehrlich nothwendig ist. Auch kann er nie ganz berechnet werden, weil noch immer neue Anwendungen, bei neuen entstehenden Gelegenheiten möglich sind. Der subjektive Nutzen ist bei weitem der wichtigste, denn das höchste Gut des Menschen besteht in Vervollkommnung seines Denkens, Empfindens und Handelns, seiner Vernunft, seines Geschmacks, seines Gewissens in Hinsicht auf das Wahre, Schöne und Gute, und hierauf hat die Gelehrsamkeit unleugbar einen Einfluß.

Sie ist nämlich ein Behältniß alles desjenigen (so fern es sich noch erhalten hat), was die besten Köpfe aller Zeiten

1) beobachtet und erfahren haben, so daß man durch sie gleichsam mit allen Völkern und Zeiten lebt;

2) was sie gedacht, entdeckt und erfunden haben, so daß man, da sich das Menschengeschlecht hienieden in allem selbst rathen und helfen muß, die Weisheit und Fehler der Vorgänger benutzen kann. Diesen subjektiven Nutzen sprach Rousseau, alles Ernstes, den gesammten Wissenschaften ab. Weit glücklicher und besser würde nach ihm der Naturmensch in Wäldern und Einsiedeleien seyn. Sichtbarlich schwebte ihm, indem er uns den Zögling der Natur, der nichts von Wissenschaften weiß, schildern wollte, das Bild des durch Wissenschaften verfeinerten, durch Kunst und Fleiß geübten, zur Erkenntniß des Wahren, zur Beurtheilung des Schönen, zur Realisirung des Guten gewöhnten Menschen, immer vor Augen, und lag allen seinen Schilderungen zum Grunde. Wenn er nun diesen, nach allen seinen Kräften und Fähigkeiten ausgebildeten Menschen, in den Schooß der Natur versetzt, ihn im Nimbus der reizenden Unschuld, der ursprünglichen Reinheit der Sitten, der edlen Denkungs-

art und Handlungsweise, die nur das Eigenthum des frühen, unversuchten, in Ueberfluß und Ruhe hinfließenden Zeitalters seyn konnte, strahlen läßt; wenn er ihn mit der unbefangenen, argwohnlosen Offenheit, dem heroischen Muthe, dem kühnen festen Freiheitssinn ausrüstet, der nur von Unabhängigkeit, und der ersten noch gesetzlosen Freiheit erzeugt wird, so mußte freilich sein Naturmensch interessiren, mußte den Wunsch in uns wecken, daß wir diese Züge in unserm Charakter wiederfänden, und das Resultat konnte nicht anders ausfallen, als daß die Wissenschaften zu verbannen wären, damit wir frei und froh an der Hand der Natur wandeln könnten. Denken wir hingegen, daß die Kultur, trotz aller Fehler und Laster, die in ihrem Gefolge seyn mögen, es dennoch allein ist, die den eigenthümlichen Charakter der Menschheit entwickelt, die uns aus blos leidenden, zu thätigen selbstständigen Wesen macht, alle Fähigkeiten und Gaben weckt und ausbildet, alle Kräfte beschäftigt, und in ein reges Spiel setzt; stellen wir uns den ungebildeten, sich selbst überlaßnen Menschen so vor, wie

er wirklich ist, als einen Halbmenschen, in dem der edelste Theil schlummert, der roh und wild, ohne Urtheil, ohne Ueberlegung, ohne Selbstbewußtseyn, mehr vegetirt, als lebt; so werden wir gestehen müssen, der Mensch sey bestimmt, sich dem Gängelbande der Natur zu entreißen, und durch tausend Versuche und Fehltritte allein gehen zu lernen. Ist doch alles Gute an ihm Werk der Kunst, hat doch der Gebildete, wenn er mehr Irrthümer hegt, auch tausend mal mehr Vorstellungen, und allein richtige Urtheile! Kann man es nicht leugnen, daß er mehr Fehler begeht, so ist er auch allein der Tugend fähig. Rousseau's Paradoxen in seiner Preisschrift beruhen aber:

1) Auf Mißkennung dessen, was dem Menschen natürlich sey, und

2) Auf der Voraussetzung, daß der Mensch ursprünglich gut sey, und alles Unmoralische von der Kultur herstamme, so daß, wenn diese aufgehoben würde, auch sofort Unschuld und Zufriedenheit eintreten möchte. Aber auch Wilde und Nomaden hat man falsch und böse gefunden; und die Ausflucht, daß auch diese

schon verdorben seyen, ist ein Bekenntniß, daß Falschheit und Bosheit von etwas anderm, als von der Kultur abhange. Hingegen auch unter kultivirten Völkern, und fast unter diesen allein, giebt es wahrhaft tugendhafte, und es ist sonach Kultur nicht nothwendige Ursache von impotentia libidinum (Bedürfnissen), und daher rührender Immoralität. Rousseau's Ideen haben Aehnlichkeit mit den Ideen der alten Philosophen, und Dichter vom Stande der Unschuld, und vom goldnen Zeitalter. Gewiß indessen ist es auch, daß Gelehrsamkeit, objektive betrachtet, nicht physisch auf den Menschen wirkt, daß subjektives Wissen von mancherlei Art, das Herz und den Charakter nicht bessert — denn auch mit Talent und Genie begabt, kann man ein Bösewicht seyn.

IV. Literatur der Wissenschaften besteht in Aufzählung der Hauptstufen der Wissenschaft, ihrer Haupt-statores und auctores, ihrer vorzüglichsten Kompendien, doch bei weitem nicht aller Bücher. Denn — beaucoup de livres, peu d'auteurs — hier giebt es, wie bei den Landkarten, eine unzählige Menge, aber wenige Originale.

Ein-

Eintheilung der Wissenschaften oder der formalen Encyklopädie.

Alle unsre Erkenntnisse sind entweder historisch oder rational. Jene beziehen sich auf Anschauungen, diese auf Begriffe; jene beschäftigen sich mit dem Einzelnen, diese mit dem Allgemeinen. Zu den historischen Kenntnissen gehört nun eben sowohl die Kenntniß der einzelnen Sprachen, als die Kenntniß der Gesetze. Indessen mag es, zum Behuf des encyklopädischen Unterrichts, nützlich seyn, die Anordnung so zu machen, daß sie nicht allzuweit von der im gemeinen Leben üblichen Abtheilung sich entferne. Dem zu Folge scheint folgende Anordnung die bequemste:

I. Sprachkenntnisse

II. Sachkenntnisse,

A. Natürliche Wissenschaften oder freie

A. historische:

a) beschreibende;

b) erzählende;

B. rationale:

a) mathematische,

b) philosophische;

1) reine Philosophie,
2) empirische Philosophie;
α) anthropologische Wissenschaften,
β) physikalische Wissenschaften — darunter auch Medicin.

B. Positive Wissenschaften:
1) positive Jurisprudenz,
2) positive Theologie.

Man kann alle Wissenschaften auf eine freie — liberale, oder knechtische — servile — Art treiben. Liberal ist, was zur Bildung der Persönlichkeit beiträgt, servil, was diese nicht fördert, sondern wohl gar hindert, das Denken, Prüfen, Ueberlegen unterdrückt und aufhält. Daher ist Aufklärung von Gelehrsamkeit unterschieden, und eins kann ohne das andre sehr wohl bestehen. Im ersten Sinne wäre ein Gelehrter, einer der passiv gelehrt worden ist. Man kann Gelehrsamkeit besitzen, ohne aufgeklärt zu seyn, z. B. ein unaufgeklärter Theolog, Historiker seyn. Aufklärung ist kein Wissen, sondern das Prinzip des Denkens, der eignen Beurtheilung. Sie gränzt oft an Dünkel und Wahn, doch ohne sie hat Gelehrsamkeit keinen Werth. Nur etwas

aus sich selbst gesponnen, durch eignes Nachdenken gefunden, durch eignes Urtheil erkannt zu haben, ist mehr werth, als alle durch andre erlernte Weisheit. Daher sind auch Dummheit und Gelehrsamkeit einander nicht entgegen. Vielmehr steht der Gelehrsamkeit Unwissenheit, der Aufklärung Dummheit gegenüber.

Grundprinzip des aufgeklärten Denkens ist: Alles Objektive als subjektiv anzusehn, zu fragen: was kann der Mensch überhaupt wissen, und in wie fern weiß er es? Der Weg zur Aufklärung ist: Alles bezweifeln, untersuchen, sich stets sagen, was man weiß, und in wie fern man es weiß.

Die Vollkommenheit der Wissenschaft ist der Hauptpunkt, den wir immer in Erwägung ziehn wollen. Es ist der Geist unsers Zeitalters, allen Wissenschaften eine neue bessere Bearbeitung zu geben in Absicht

1) kritischer Richtigkeit,
2) gemeinnütziger Brauchbarkeit und
3) systematischer Vollendung.

Es sind gleichsam die Gränzen bestimmt, wie weit diese und jene Wissen-

schaft, wie weit das ganze Feld der menschlichen Erkenntniß gehn kann. — Das ist aber nur in rationalen Wissenschaften, und zwar in so fern sie Spekulationen sind, möglich; das Gebiet der praktischen Vernunft ist unbegränzt, wie die Erfahrung mit allen Wissenschaften, die sich auf sie gründen.

Generalmaximen in Absicht des Studiums der Wissenschaften:

1) Amor omnia vincit.

2) Attentio mater studiorum. — Dubitatio et admiratio initium disquisitionis.

3) Ne speres magis futurum, ut aliena opera fias doctus, quam aliena virtute bonus. Aude sapere.

4) Mentis facultates simul exercendae.

5) Discendum quicquid occasio fert.

Encyklopädische Ansicht

der

Philologie.

Philologie im weitesten Sinne ist der Inbegriff der sich auf Sprachen beziehenden Wissenschaften. Man könnte sie in die allgemeine und besondre theilen. Die allgemeine würde von Sprachen und Schrift überhaupt, die besondre von einzelnen Sprachen handeln.

I. Allgemeine Philologie.

Sie beschäftigt sich

1) mit der Sprache an sich im Allgemeinen, Sprachkunde, Glottologie.

2) Mit der Sprachschreibekunst.

1. Von der Sprache an sich.

Hier kommen vier Stücke in Betracht:

a) Natur,

b) Ursprung,

c) Mannigfaltigkeit,

d) Werth.

A. Natur. Die Natur der menschlichen Sprache besteht in einer solchen Verknüpfung der Vorstellungen mit artikulirten Tönen, daß beide sich wechselsweise reproduciren, und man die einen statt der andern setzen kann. Artikulirte Töne sind Laute, die durch das Steigen oder Fallen der Stimme modificirt, und zu andern auf diese oder jene Art gefügt, und mit mehrern zugleich ausgesprochen werden können. Diese artikulirten Töne sind dem Menschen nicht allein eigen, auch manche Vögel sind ihrer fähig; aber noch durch keine Maschine ist es gelungen, auch nur einen artikulirten Ton hervorzubringen. Die Natur der Sprache beruht nun auf Association zwischen dem Artikulationsgeschäfte, oder den Lauten und den Vorstellungen wechselseitig, und bei der Schrift auf Association zwischen dem Anblicke der Schrift und der Aussprache derselben, und vermittelst der Aussprache zwischen den Vorstellungen.

Diese doppelte Association geht so weit, daß sie unwillkührlich wird. Wir können nicht lesen, selbst nicht denken, ohne zu sprechen; das Kind sagt daher, statt ich denke, ich sage, der Hebräer Vayomer

und der Grieche Φημι oft in eben der Bedeutung.

B. **Ursprung.** Ueber den Ursprung der Sprachen sind zwei Hauptmeinungen; denn darüber hat man sich geeinigt, daß sie dem Menschen nicht angeboren sey. Aber nun behaupten die einen, die Menschen hätten die Sprache erfunden, indem sie vielleicht diesen oder jenen Ton unwillkührlich bei Erblickung des einen oder andern Gegenstandes ausstießen, diesen nun immer bei Wiedererscheinung des Gegenstandes wiederholten, und so zum Zeichen desselben machten; die andern, unter welchen sich Rousseau auszeichnet, meinen, sie sey ein **unmittelbares Geschenk Gottes.** Daß die Sprache ein unmittelbares Geschenk Gottes sey, behaupten sie aus folgenden Gründen:

1. **Angeboren** könne die Sprache nicht seyn, sonst müßten alle Menschen Eine Sprache haben, gleiche Worte, gleiche Beugungen, so wie alle Löwen gleich brüllen, alle Nachtigallen gleich singen, alle Hunde gleich bellen. Auch ist wirklich eine angeborne Sprache, die **Natursprache** da, welche allen Menschen verständlich ist. Diese natürliche Sprache

besteht aus Modulationen der Stimme, aus Geberden, aus Mienen.

a) Modulation der Stimme. Ueberall ist das Geschrei der Angst, das Stöhnen, Schluchzen, Seufzen, Jammern des Entkräfteten, des Unterdrückten, des Verwundeten, das Toben des Zorns, das Poltern des Schreckenden, das Jauchzen der Lust, das Frohlocken der Freude verständlich, und überall wird es verstanden. Man würde ein Drama auf die Art geben können, daß man von den spielenden Personen nichts sähe, weil der herabgelaßne Vorhang sie verbürge, keines ihrer Worte verstände, indem man sie eine unbekannte Sprache reden ließe: dennoch würde man am lauten Geschrei, oder leisen Geflüster, an der sanften, geschmeidigen, oder rauhen, heftigen und polternden Stimme jede Situation erkennen, und das Sujet des Stückes errathen. So ging es wohl den Britten, die mit Macartney in Peking chinesische Dramen ansahen.

b) Geberden. Jeder Professionist z. B. hat einen eignen Gang und eigne Manieren. Jeder Zustand der Seele

drückt sich aus in Stellung, Haltung, Bewegung der Gliedmaßen.

c) Mienen. Noch ausdrucksvoller und verständlicher ist das verrätherische Spiel der Mienen. Alle Bewegungen der Seele scheinen sich in ihnen nachzuziehen, den ganzen Charakter darin abzudrücken. Und wenn auch der Heuchler einen ganz andern Sinn in seine Mienen legt, als den in ihm herrschenden, so ist doch, so oft er sich abspannt, und sich selbst überläßt, das Spiel der Mienen und Gesinnungen harmonisch. Die Saite nun, die in seiner Seele am öftersten tönt, wird allerdings auch in den Mienen eine Disposition zu ähnlichen Schwingungen hervorbringen, die, so oft als die Seele in Ruhe ist, und er seine Verstellungskunst vergessen hat, nachtönen, und uns das Geheimniß verrathen, das er so gerne verbergen möchte. Hierauf hat man die Physiognomik gegründet, eine Kunst, von der schon zu Sokrates Zeiten Profession gemacht wurde, aber noch niemanden ist diese Kunst vollkommen geglückt. Ganz anders ist es mit der Pathognomik, d. h. der Kunst, aus den Mienen den jetzigen Zustand der Seele zu errathen.

Am meisten kömmt hierbei das Auge in Betracht, denn dieses ist der Spiegel der Seele, das Fenster des menschlichen Herzens. In Otaheite, wie bei uns, geht der Blick des Lügners in die Queere, öffnet sich beim Staunenden, verengt sich und sieht scheel beim Neidischen, leuchtet mit freundlichem Glanze beim liebreichen, gefälligen Menschen, oder schreckt mit Finsterniß beim Mürrischen. Die feinen Künste des Malers, Musikers, und Schauspielers, so weit sie ausdrückend sind, sind nichts als die Sprache der Natur, die wir mit uns auf die Welt brachten, aber nur durch zarten Geschmack, feineres Urtheil und viel Sorgfalt, recht ausbilden lernten. Diese Sprache nun darf nicht erlernt werden, wohl aber die künstliche, welche die natürliche voraussetzt.

2. Erfunden könne die Sprache auch nicht seyn, denn zur Sprache gehöre Verbindung und Trennung der Wörter, Klassificirung, Disposition, Taktik; alles dieses setze:

a) Vernunft voraus. Nun sey aber Vernunft blos eine Folge der Sprache, und könne nicht ohne Sprache existi-

ren. Vor ihr sind nur sinnliche Anschauungen möglich, und kaum würden dunkle Ideen uns ihrer erinnern können. Wir sind nicht eher im Stande, Vorstellungen, die unserm Gemüthe vorschweben, zu entwickeln, bis wir sie mit irgend einem glücklichen Laut erhascht und bezeichnet haben; dadurch erst bekommen sie ihre Konsistenz, dann erst können wir sie fixiren — begreifen — mit andern vergleichen, und mit jenen verbinden, d. h. denken, von diesen trennen, d. h. urtheilen, können sie zum Gegenstande unserer Betrachtung machen, sie prüfen. Auch soll dieses Philosophem, durch die Geschichte der Menschen, die man unter Thieren wild aufwachsen fand, bestätigt werden. Das Mädchen von Champagne 1731 im Walde bei Songi, nahe bei Chalons gefangen, der hessische Knabe 1554 unter Wölfen, und der litthauische Knabe 1661 unter Bären angetroffen, der hannövrische von 1724, die 2 Pyrenäischen von 1779 sind die bekanntesten. Alle waren ohne Sprache, alle ohne Vernunft.

b) Damit man sprechen könne, müssen wenigstens zwei Personen einen

und denselben Namen für die Sache haben. Ueber diesen Namen, womit sie einen gewissen Gegenstand benennen wollen, müssen sie sich einigen. Dieß ist ohne Verabredung nicht möglich, Verabredung aber setzt Sprache voraus; so kann die Sprache so wenig erfunden, als angeboren seyn, und daher sagt Rousseau, sie ist ein unmittelbares Geschenk Gottes.

3. Mitgetheilt von der Gottheit durch ein Wunder, dem Menschen kann die Sprache aber auch nicht seyn. Denn:

a) Die Menschen hätten, wenn die Gottheit ihnen eine Sprache schenken wollte, sie nicht annehmen können, weil es ihnen an Fassungskraft dazu fehlte. Sprache ist zum Theil Ausdruck für das, was in uns bei Gelegenheit äußerer Erscheinungen vorgeht. Wenn ihnen nun diese mangelten, wenn in dem kleinen Kreise der Dinge, die sie umgeben, nur wenig Gegenstände ihre Aufmerksamkeit reizen konnten, wie sollten sie Anschauungen und Vorstellungen von Dingen, die ihnen noch gänzlich unbekannt waren, wie Namen für noch nicht existirende Begriffe

haben? Die Sache muß eher seyn, als ihr Zeichen. Sie kannten die Sache nicht, waren nicht vermögend sich eine Vorstellung davon zu machen, und sollten doch Ausdrücke für Gedanken, Unterschiede rc. haben, die sie erst spät, vielleicht nie machen würden?

b) Jedes Volk hat seine Sprache, und zwar ist diese immer dem Grad der Kultur, auf welchem das Volk steht, dem Kreise von Erkenntnissen, den es sich erworben, den Bedürfnissen, die es sich machte, der Lebensart, die es führt, auf das genaueste angemessen, immer nach seinem Temperamente, Charakter, seiner Thätigkeit, seinen Beschäftigungen und Vergnügungen gemodelt. Sind die Menschen roh und unwissend, so ist die Sprache ohne Kultur. Leben sie ohne Bedürfnisse, ohne Begierden, ohne Arbeiten, in Ruh und Frieden, so werden sie auch für nichts, als für ihre Lieblingsbeschäftigungen Ausdrücke haben. Aber diese werden auch von allen Seiten betrachtet, und in allen Abstufungen und Schattirungen, in allen möglichen Gestalten und Veränderungen, durch eigne Worte bezeichnet. Ihre Sprache, im Ganzen äu-

ßerst arm, wird für diese Dinge Ueberfluß und Reichthum haben. Herrscht bei einem Volke die Phantasie, so sind seine Ausdrücke immer symbolisch, prägnant, vieldeutig; seine Verbindungen kühn, seine Unterscheidungen willkührlich, seine Beziehungen räthselhaft. Ist das Volk thätig, unternehmend, industriös und das Nachdenken rege bei ihm, so wird die Sprache auch reich, und sich überall gleicher und fester seyn. Es wird mehr Worte besitzen, um das Allgemeine der Dinge, um abstrakte Begriffe auszudrücken. Es wird feinere Unterscheidungen, engere Verbindungen, leichte Vergleichungen, weniger bildliche Ausdrücke haben; es wird besonders alle möglichen Beziehungen der Begriffe, bald durch bestimmte Endesbeugungen, bald durch besondre Partikeln anzuzeigen wissen. Wie jedes Volk einen eignen Gang in seinem Denken, eine eigne Art, die Dinge anzusehn, und zu behandeln, einen eignen Geist hat, so hat auch die Sprache ihren eignen Schwung, eigne Wendungen und Redensarten, kurz einen ganz eignen Genius, der auf eine abgesonderte Entstehung

hung und Bildung der Hauptzweige der Sprache hindeutet.

c) Je roher die Menschen sind, desto mehr Sprachen haben sie. Strabo z. E. sagt, nach Dioskurias wären 300 Heteroglotten gekommen, und Bosmann erzählt von Guinea, daß sich dort viele Sprachen in einem kleinen Raume befinden. Je kultivirtere Menschen ein Land bewohnen, desto weniger sind Sprachen in demselben. Rohe Völker haben wenig Verkehr, leben und weben auf dem Boden, der ihre Hütten umgiebt, ohne sich um die Nachbarn weiter zu bekümmern, sie können also auch nichts von ihnen annehmen. Für alles machen sie sich daher eigne Namen, und auf dem Bezirk einer Meile, wird dieselbe Sache mit tausend Namen belegt. Durch den Verkehr nähern sich Sprachen immer mehr und mehr. Ein Volk nimmt von dem andern Worte, Ausdrücke, Wendungen an, und leiht ihm wieder eben so viel, oder mehr, aus dem Seinigen. Sind endlich Nationen durch Krieg, oder lange wechselseitige Verheirathungen in eins geschmolzen, so verliert sich allmählich die eine Sprache in die andre. Die Karai-

den auf den Antillischen Inseln haben eine eigne Sprache, die von der Sprache ihrer Weiber ganz verschieden ist. Die Männer nämlich sprechen galibisch, oder die Sprache der Karaiben auf Terra firma. Von hier waren sie ausgewandert, hatten die Inseln unterworfen, und nichts verschont als die Weiber, die nachher wegen des wenigen Umgangs mit ihren neuen Männern und Herren, die alte Landessprache beibehielten, und auf ihre Töchter fortpflanzten. Ein kleiner Distrikt von Amerika oder Afrika hat mehr Sprachen als ganz Europa. Die deutsche Sprache scheint den größten Kreis zu haben.

Diese Menge der Sprachen, ihre Eigenheiten, Fehler, Veränderungen, beweisen zu deutlich den menschlichen Antheil an Schöpfung und Bildung der Sprache, als daß wir noch einen andern Urheber zu suchen brauchten. Sprachfähigkeit brachte der Mensch im Bau seiner Organe auf die Welt, und wenn man will, ein Sprachvermögen in seiner Vernunft, aber keine Sprache.

Die Gründe für allmähliche Erfindung der Sprache sind folgende:

1) Nichts ist so leicht erinnerlich als Töne, und unter allen möglichen Mitteln seine Gedanken zu bezeichnen, und andern mitzutheilen, sind die artikulirten Laute die bequemsten, wegen der Leichtigkeit sie hervorzubringen, wegen ihrer Mannigfaltigkeit und bestimmten Verschiedenheit.

2) Der Mensch ist das nachahmendste Thier;

3) Er ist zugleich das geselligste Geschöpf, das die stärkste Sympathie besitzt.

4) Er hat Vernunft und Witz, aber er brauchte, um Sprache zu erfinden, ihren künstlichen Bau so wenig zu kennen, als den Borelli de motu animalium gelesen zu haben, um gehn zu können.

Aber wenn nun auch die Sprache erfunden ist, so könnte man noch fragen, ist sie nur einmal erfunden, und giebt es eine Ursprache oder nicht? Es giebt aber keine Ursprache; die Sprache ist unzählige Male erfunden, und jedes Volk hat etwas dabei gethan. Selbst wenn es, besiegt oder als Sieger, die Sprache des andern zahlreichern, größern Volkes annahm, behielt es noch immer genug eigne Worte, die uns noch jetzt zeigen, daß seine

neue Sprache aus zwei oder mehrern Sprachen zusammengeschmolzen ist.

Woher denn aber die Aehnlichkeit zwischen allen Sprachen, der persischen und hebräischen, griechischen, lateinischen und deutschen ꝛc.? Vater z. B., Bruder, Schwester sind Worte, die in vielen neuern, und mehrern alten gleichklingen, und gleiche Bedeutungen haben. Auch die Regeln der Grammatik stimmen überall so, daß man die Grammatik des einen Volks sehr leicht auf die Sprache des andern anwenden kann.

Alle Sprachen sind doch durch dasselbe Werkzeug, den Mund, der in seinen Tönen begränzt, und ungefähr auf 30 Laute eingeschränkt ist, durch dieselbe Künstlerin, die Vernunft, die allenthalben ihren eignen, unabänderlichen Gesetzen folgen muß, auf dieselben Veranlassungen, zu einerlei Zweck, und unter sehr ähnlichen Umständen erfunden, und gebildet worden. Es mußte also eine große Aehnlichkeit in der Materie, und eine noch größere in der Form der Sprache, in den Wörtern und der Grammatik, statt finden.

Wie aber die Menschen dazu gekommen sind, diese oder jene bestimmte Sache, so und nicht anders zu nennen, lohnt schwerlich der Mühe des Untersuchens. Soviel ist gewiß, daß

1) Individueller Dinge Benennungen generalisirt sind.

2) Für abstrakte Begriffe, und intellektuelle Dinge hat man Benennungen sinnlicher Sachen und Handlungen, und Verhältnisse entlehnt. Z. E. Vernunft, von vernehmen, Begriffe, von begreifen, und greifen, Vorsatz von setzen, und Entschluß von schließen. De Brosses in seinem bekannten Werke — Traité de la formation méchanique des langues et des principes physiques de l'étymologie — hat den Grundsatz aufgestellt, daß, da die Zunge sich bestrebe, der Bewegung eines Gegenstandes ähnlich zu seyn, auch das hörbare Zeichen für diesen Gegenstand, der Ton ihm ähnlich geworden wäre. So habe die Bewegung, welche die Zunge habe machen müssen, um fluere, fließen, fluid, glatt zu sagen, mit der Bewegung der dadurch bezeichneten Gegenstände Aehnlichkeit. Eben so Donner, tonitru, βροντη, Sturz, Schleichen ꝛc.

Woher denn aber „Rock," im Deutschen ein Kleid, im Polnischen ein Jahr?

In den mittlern Zeiten, wo nach einer langen Dauer der Barbarei, die Literatur wieder erwachte, nahm man, weil man die Natur der Sprachen wenig kannte, die hebräische Sprache als Ursprache an, aus der man alle andern ableitete. Die Buxtorfische Schule ist hierin bekannt. Selbst Vossius in seiner Etymologia leitet das meiste aus dem Hebräischen her. Ja, so oft von dem Ursprunge eines ächt deutschen Wortes die Rede war, so glaubte man ihn im Hebräischen zu finden. Goropius Becanus wollte das Holländische, und Rudbeck sogar das Schwedische als Ursprache angenommen wissen. In den neuern Zeiten hat man den Schlüssel zu allen Sprachen in der alten celtischen, diese aber, in ihrer größten Reinheit, bei den Braminen zu finden geglaubt, deren heilige Sprache Sanscritta, die eigentliche gälische oder celtische seyn soll. Das vornehmste, was wir von dieser Sprache wissen, steht in der Vorrede zum Gesetzbuche der Gontoos.

C. Mannigfaltigkeit der Sprachen. Bei dieser betrachten wir den Stoff, die Form und den Kreis der Sprache. Stoff heißt ihr Wörterschatz, Form ihre grammatische Bildung, und Kreis der Umfang, in dem sie gesprochen wird. Die Sprachen sind:

1. Ursprünglich verschiedene Stammsprachen, oder abgeleitete Tochtersprachen oder Mundarten. Mundarten sind diejenigen, welche im Grunde einerlei Form d. i. einerlei Ausdruck haben, obgleich

a) Die Aussprache, nach gewissen Analogien des Aussprechens (wie z. E. zähe, und lag, Zeug, und lieg rc.);

b) Die Bedeutung, nach gewissen Analogien, oder Vorstellungen, abgebogen, oder verändert ist, z. E. Fahrzeug für Schiff, Holz für Wald rc.

c) Sie müssen einerlei grammatische Einrichtung haben. Eigentlich ist der Unterschied zwischen Tochtersprache, und Dialekt schwer zu bestimmen.

2. Reine, oder gemischte, und Allemgunssprachen. Bei der Mischung des Stoffs zweier Sprachen, wird zugleich das Grammatische aufgehoben,

soweit es widerstreitend ist, und daher immer einfacher, zuletzt wird daraus eine Allemannssprache oder lingua franca, wo die Grammatik fast Null ist. Die vorzüglichsten Allemannssprachen sind:

1) Die Levantische.

2) Die Maura in Indostan.

3) Die Kreolische in Westindien.

4) Die Lappische an Schwedens Gränzen.

5) Zum Theil die Jüdische und zuletzt

6) Die Schiffersprache.

3. Schriftfeste, oder Schriftlose. Bei immer erweiterter Kultur, wird eine Mundart, als Schriftsprache herrschend, z. E. das Hochdeutsche, der Dialectus communis im Griechischen seit Polybii Zeit; alsdann sind alle andern Dialekte schriftlos.

Die französische Schriftsprache soll der Dialekt von Orleans seyn.

Die Italienische ist der Toskanische.

4. Gebildete, rohe, reiche, arme.

5. Von Seiten des Kreises, ausgebreitete oder enge.

6. Noch giebt es heilige Sprachen, und Hofsprachen, verschieden von Volkssprachen.

7. Ausgestorbene, wie die Kornwallische und Preußische Sprache.

Alle Sprachvergleichungen setzen voraus, daß die Data ihre völlige Richtigkeit haben. Um sich von dieser Richtigkeit zu versichern, kommt es auf folgende kritische Grundsätze an, welche besonders bei schriftlosen Sprachen, welche man aus dem Munde roher Menschen aufnehmen will, genau angewandt werden müssen. Nemlich es ist nöthig Kritik in Absicht

a) auf Stoff, damit jeder Ausdruck nach Laut und Sinn richtig niedergeschrieben werde; die Schwierigkeiten dabei, sowohl von Seiten des Examinators als des Examinandus, sind groß. Denn, mögen beide eine Gemeinsprache haben oder nicht, so sind Mißverständnisse unvermeidlich. Poëtarorurincuroac heißt gewiß nicht drei, bei jenem rohen Volke, wie uns ein Reisender erzählt — vielleicht: Herr lassen sie mich ungeschoren! — Daraus entstand auch, daß einige Reisende den Patagoniern und Hottentotten

statt Sprache ein Truthahngeschrei beilegten; denn überhaupt hält jeder Heteroglotte die Sprache des andern Heteroglotten für unorganisch.

b) Auf Form. Nicht jede Sprache hat alle Modos, Tempora, Kasus und Partikeln der andern; der rohe Examinandus, der seine Sprache so wenig als seinen Mund, nach ihren Elementen kennt, kann nicht analysiren, oder alles so angeben, wie man es haben will.

c) Auf Kreis. Wie versichert man sich:

1. daß der Examinandus seine Sprache rein spricht? und

2. kein Abentheurer ist? Wie versichert man sich, und wie bestimmt man die Völker, deren Sprache er zu sprechen scheint? Verschiedne Völker haben einen Namen, und ein Volk mehrere.

Die vorzüglichsten Stamm- und Tochtersprachen sind folgende:

1. Von der ausgestorbenen lateinischen Sprache hat das Italienische, Spanische, Französische, und Wallachische, die stärkste Tinktur behalten.

2. Griechisch ist ebenfalls ausgestorben, und verschieden vom heutigen Grie-

chisch, das doch Aehnlichkeit mit ihm hat.

3. Vom Altmacedonischen soll das Albanische eine Tochter seyn.

4. Von dem Altgermanischen stammt die heutige deutsche, holländische, däņische, schwedische, isländische, und zum Theil auch englische Sprache her.

5. Celtische Sprache. Es wird noch das Gälische — ob es das alte Gallische ist? — in Schottland von den Hochländern, die sich Caël, oder Gaël, und ihre Sprache Calic auch Ersisch nennen, von den Kymri oder Kumri im Fürstenthum Wallis, und von dem Kymr in Basbretagne geredet; auf das Irländische ist damit verwandt.

6. Das Sarmatische ist Mutter der Russischen, Böhmischen, Mährischen, Wendischen — in der Lausitz — Kassubischen, Illyrischen, Slavonischen und Bulgarischen Sprache, des Lettischen, Curischen ꝛc.

7. Von dem Finnischen stammt das Ehstische, Liessche, Lappländische, Ungarische, und alle Mundarten, welche die Wogulen, Korjäcken, Sirjanen, Bermeksen, Mordwinen und Raudischen Ostjaken

sprechen. Siehe Georgi's Beschreibung der Völker des Russischen Reichs.

8. Die tartarische Sprache wird in Europa von den Türken, und in Sibirien von den Barabizen, Teleuten, Sojeti, Jakuten, Abinzi, Birgaßen, Mati, Komkuten ꝛc. gesprochen.

9. Das Mogolische wird von vielen Völkern in der Tartarei gesprochen, wiewohl jedes seinen eignen Dialekt hat.

10. Das Tungusische ist eine Abstammung davon, und außer dem großen Strich Landes, den die Koni, Olemi, Subuji-Tungusen bewohnen, noch die Hofsprache in China.

11. Das Tibetanische wird in ganz Tibet und Hindostan, vom Indus bis zum Buramputer gesprochen.

12. Das Ostindische, Tamulische, Telugische, Malabarische und die Sanscritta-Sprache.

13. Das Malaische ist sehr ausgebreitet, fast auf allen Inseln des stillen Meeres.

14. Das Persische wird jetzt das Kurdische genannt, und ist von dem alten Persischen sehr abgewichen.

15. Das Chinesische, Japanische, Kambodjische.

16. Das Koptische ist, wie das Altpreußische, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorben, sagt Ludolph in comment. Aethiop. p. 443. Die noch vorhandenen 3000 Familien sprechen eine Sprache, die sich zur alten, wie die litthauische zur preußischen verhalten mag.

17. Vom Hebräischen ist ein Dialekt das Abyssinische.

18. Das Arabische ist am ausgebreitetsten.

19. Die Hottentottensprache zeichnet sich durch ein eignes Schnalzen aus, ist sonst ziemlich gebildet.

20. Eine Welt von Negersprache.

21. Nordamerikanische Sprachen, vorzüglich die der Tsippiväer.

22. Das Mexikanische ist sehr unterschieden vom

23. Peruanischen.

24. Ein Chaos von Sprachen in der Mitte von Südamerika.

25. Die Sprachen der Südseeinsulaner.

Die wenigsten dieser Sprachen sind schriftfest, die meisten schriftlos, und also nicht fixirt. Eine schriftlose an Schrift, wohl gar an eine andre zu binden, hat viele und große Schwierigkeiten, denn jede hat einige eigenthümliche Laute, welche sich mit den Buchstaben der andern schwer schreiben lassen. Dazu wechselt die Aussprache derer, denen man Worte abfragt, so sehr ab, daß sie fast in jedem Worte anders klingen. Ist vollends die schriftlose Sprache dem, der sie schreiben will, wenig oder gar nicht bekannt, wie dieß der Fall bei den Europäern in fremden Welttheilen ist, so sind Mißverständnisse aller Art unvermeidlich. Dann sieht man bald ganze Phrasen für einzelne Worte an, und spricht von langen Worten, und giebt Nationen ein Truthahnsgeschrei.

Die Sprachen sind entweder einsylbig, oder mehrsylbig; jene haben unbeugbare Worte. Es sind ihrer mehrere, nehmlich

1. Die Mandarinensprache in Sina, hat den Buchstaben r nicht, und leidet keine zwei Konsonanten hinter einander. Die Dialekte einzelner Provin-

zen sind verschieden, und haben fast durchgängig das r.

2. Das Tunkinesische, welches auch die Conchinchinesen reden, hat das r, und setzt mehrere Konsonanten zusammen.

3. Das Siamische. Außer dieser Volkssprache, bedienen sich noch die Gelehrten in Siam der Balischen Sprache, die im Königreich Baos einheimisch seyn soll.

4. Das Peguanische.

5. Die Bormanische oder Bomanische herrschend in Ava, Arrakam, Tipon, und Nepal, auch jetzt in Pegu.

6. Das Tibetanische, oder Tamgutsche.

Die Sprachen sind, roh oder gebildet, immer ein treuer Spiegel des Geistes der Nation, denn die physische und moralische Beschaffenheit einer Nation wirkt auf ihre Sprache, und diese hinwieder auf ihre Meinungen. Roher Völker Sprache ist, wie ihre Vorstellungen, arm, sinnlich ohne Abstraktion. Erhebt sich ein Volk zu abstrakten und intellektuellen Begriffen, so muß es dafür symbolische oder metaphorische Ausdrücke brauchen. Auch sind in den gebildetsten Sprachen alle

Ausdrücke für Abstrakte, ursprünglich, etymologisch betrachtet ganz sinnlich, z. E. Tugend, Vorsehung, Recht, Vernunft, Begriff, Ueberlegung rc.

D. Werth oder Vollkommenheit der Sprachen. Bei jeder Sprache sieht man

1. auf ihren Stoff durch Laute des Mundes, sofern sie Vorstellungen bezeichnen — λεξις —

2. auf ihre Form, ihren Bau, ihre Bewegungen, Fügungen, und Wendungen — γραμματικη —

3. auf ihren Kreis, den Umfang der Gegenden, wo, oder vielmehr die Bewohner, von denen sie gesprochen wird.

I. Die Vollkommenheit in Absicht auf den Stoff besteht

a) in Wortfülle, Wohllaut, und Reichthum, und der bestimmten Verschiedenheit der Wörter von Seiten des Lauts, — daß sie nicht nur hohe und tiefe Sylben haben, sondern auch lange und kurze, also das Prosodische. Der Deutsche durch seine immer wiederkehrenden Artikel, Hülfswörter und Pronomina verbalia, ingleichen, durch die gleichförmigen Endigungen der Infinitive,

steht

steht in diesem Stück, so wie viele neue Sprachen, tief unter der griechischen. In Absicht auf Sinn und Bedeutung besteht die Vollkommenheit

b) in Reichthum von Ausdrücken, so daß selbst Abstufungen und Schattirungen gehörig bezeichnet werden können, wobei vieles auf die Bildsamkeit der Sprache ankömmt;

c) In Menge von Partikeln, um alle, auch die feinsten, Beziehungen scharf angeben zu können; endlich

d) in der bestimmten Bedeutung der Wörter.

II. Vollkommenheit der Grammatik besteht

a) in genugsamen und kenntlichen Abänderungen der Stammwörter, um Verhältnisse ohne Partikeln leicht und deutlich auszudrücken —

b) in Beugung der Zeitwörter, um alle Zeitbestimmungen und Modos von Thun und Leiden kurz und treffend anzugeben. Die griechische ist hievon ein Muster. Daher ist sie auch zum periodischen Bau so tauglich, so leicht und wohlklingend, so kurz und kräftig, nächstdem das Lateinische. Eben weil die deut-

sche und vollends die französische und englische Sprache das nicht hat, ist sie an eine unabänderliche Stellung der Wörter gebunden. Bernoulli in der ars conjectandi beweiset, der Vers:

„Tot tibi sunt dotes, virgo, quot sidera coelo“

lasse sich 3312 mal so versetzen, daß er noch immer ein Hexameter bleibt, ob er gleich nicht immer Cäsur hat. Doch auch im Deutschen sind mehrfache Versetzungen der Worte möglich.

III. In Absicht auf den Kreis, mögte die arabische vielleicht alle übertreffen; in Europa die französische; sehr ausgebildet und ausgebreitet ist das Deutsche. Die ungebildeten Sprachen haben kleine Kreise. Der Sprachkreis hängt ab, von der Ausbreitung des Volkes durch Eroberung, Kolonisirung und Verkehr.

Nutzen der Glottologie.

1. Sie vermehrt die Kenntnisse von dem menschlichen Geiste, und zeigt uns die Gesetze, nach denen derselbe Vorstel-

lungen auffaßt und behandelt, zeichnet und ausdrückt. Natur und Charakter der Sprachen, ist Natur und Charakter des menschlichen Geistes; sie ist Abdruck des Verstandes, der die Gesetze, nach denen er handeln muß, vielleicht nicht ahnen würde, wenn er sie nicht in dem Spiegel der Sprache erblickte.

2. Die Kenntniß von mehrern Sprachen giebt Anlaß zur Berichtigung und Bereicherung unserer Muttersprache und Mundart, indem sie gleichsam ein Ideal aufstellt und unsern Vorstellungen Vielseitigkeit giebt; sie berichtiget unser Urtheil über ihre Vorzüge und Mängel; sie verschafft uns mehr Gewalt und liberaleren Gebrauch derselben.

3. Sie dient als Hevristik — Erfindungskunst — zu historischen Entdeckungen. Sofern die Uebereinstimmung zweier Völker in Laut und Sinn — die Modifikationen der Aussprache, und die Analogieen der Bedeutungen, mit in Anschlag gebracht — von Wörtern, die auf eine unübersehbare Art — mannigfaltig und verschieden seyn könnten, klar ist, so muß man, wenn sie sich aus natürlichen Ursachen nicht erklären läßt, auf positive

Ursachen, also auf Gemeinschaft schließen Diese Gemeinschaft kann dreifach seyn:

a) des Stammes,

b) des Verkehrs und

c) der Mittheilung.

Zum Schluß auf die erste Art der Gemeinschaft berechtigt vornehmlich unzweifelhafte Uebereinstimmung im Bau, oder dem Grammatischen der Sprache, welche auch bei der zweiten Art der Gemeinschaft Statt finden muß. Diese letztere hat unter andern Gallicismen im Deutschen hervorgebracht.

Das Grammatische haftet sehr stark an, wie der Hang der Deutschen, in allen Sprachen Germanismen zu begehn, beweiset. Auf die dritte Art entsteht Gemeinschaft durch Reisende, Missionarien, Kaufleute, Schriftwechsel ꝛc. oder Empfang von fremden Sachen und Begriffen.

Die Frage, wie groß, und welcher Art die Sprachähnlichkeiten seyn müssen, um hier auf Verwandtschaft, dort auf Handelsverkehr, oder gelehrte und wissenschaftliche Verbindungen schließen zu lassen, ist schwer zu beantworten; die Logik des Wahrscheinlichen behält hier freies

Feld. Viele auffallende Aehnlichkeiten sind zufällig, und erlauben keinen Schluß, viele versteckte führen richtig. Die glottologischen Schlüsse haben aber:

1. bessern Grund, als die aus Aehnlichkeit der Sitten und Gebräuche. Dazu kommt,

2. daß sie weit über alle Nachrichten und Denkmähler der Geschichte hinausreichen. Denn es ist zum Erstaunen, wie lange sich eine Sprache erhält, nicht nur eine geschriebene, z. B. Hebräisch, sondern selbst ohne Schrift, wie bei dem gemeinen Volke der Neugriechen. Selbst wenn ein Volk sich mit andern vermischt, behält es nach Proportion seiner Zahl zum Ganzen einen Antheil an der gemischten Sprache.

Leibnitz in seiner Brevis designatio meditationum de originibus gentium, in Misc. Berol. zeigte zuerst den Weg, aus der Sprache der Völker auf ihren Ursprung zu schließen, und vermittelst dieser Erfindung sind schon folgende richtige Bemerkungen gemacht:

1. Die Zigeuner stammen aus Ostindien.

2. Die Ungarn haben mit dem Lappen einen, also finnischen, Ursprung.

3. Sprachvergleichungen haben gelehrt, daß die jetzigen Beherrscher von China eigentlich Tungusen sind.

4. Stånder führt in seiner lettischen Grammatik eine Erzählung an, von russischen Offizieren, daß die Bielgorodschen Tartaren am Bach Bereson, der in den Liman fällt, lettisch sprächen.

5. Die 13 Gemeinen, die um Verona und Vicenza deutsch sprechen, sind wohl nicht Cimbern von Marius Zeiten her; sie sprechen oberdeutsch.

6. Auch die Uhlanen in der Krim sprechen deutsch nach Busbeck und zwar niederteutsch. Ostgothen und Gruntunger, saßen an der Mündung der Donau, Wisigothen und Thoringer westwärts vor diesen; von den Hunnen gedrängt, erflehten sie vom Kaiser Valens einen Sitz in Thracien und Mösien, daher in jenen Gegenden noch viele Spuren von Deutschen sind. Um diese Zeit übersetzte Ulphilas — Wolf — die Bibel — ausgenommen die Bücher der Könige, in das sogenannte Mösogothische. Vieles davon ist verloren, der größte Theil der

Evangelisten aber ist in der silbernen Handschrift zu Upsala enthalten.

7. Die Sprachen der Inselbewohner, im stillen Meere stimmen mit den Malaischen bis auf die Sandwich- und Osterinsel überein.

8. Die Aringer um Krasnojar sprechen Domanisch.

9. Die Sprache la basque oder Vascuenza in Biscaja, Guipuscoa und Alava im Spanischen, und im Französischen Navarra, und in den Provinzen Labour und Soule hat mit keiner andern Aehnlichkeit, als mit dei Sprache der Amina auf der Goldküste. — Es ist die Sprache der alten Cantabrer. — Gascogne scheint den Namen von diesen Vasconiern zu haben, die anfänglich von der Südseite der Pyrenäen, in Spanien wohnten und sich im sechsten Jahrhunderte an die Nordseite von Frankreich zogen, sich der fränkischen Königen unterwerfen mußten, unter den Karolingern sich einen eignen Herzog wählten, und nachdem dessen Familie ausgestorben war, im eilften Jahrhunderte unter die Herzöge von Aquitanien kamen.

10. Hieronymus erwähnt, daß die

Galater so sprächen, wie die um Trier, d. i. wie die Deutschen.

11. Das Persische enthält viele deutsche Wörter, z. E. Choda — Gott, Pader — Vater — Mader, Dokhter, Berader ꝛc. Die Perser waren nämlich stark mit Parthern vermischt, und diese waren vielleicht Deutsche.

12. Shaw fand um Tunis blonde Menschen; er muthmaßte, sie möchten Abkömmlinge der Vandalen seyn, die im fünften Jahrhunderte bis hieher kamen.

13. Wie es auch damit sey, so wäre es doch artig zu wissen, was die Morlachen für eine Sprache hätten, von denen Büsching in seiner Geographie sagt: die in den Thälern von Chotar, und in den Ebenen von Scodra und Kain wohnen, sind fast alle blond mit blauen Augen, weitem Munde, platter Nase und sind höflich und gelehrig, hingegen die in den Gegenden von Duore und Vergoratz wohnen, haben braunes Haar, sind olivenfarbig, länglichen Gesichts, sonst gut gewachsen, und sind unbeugsam, kühn und raubbegierig.

14. Nach Long's See- und Landreise, (Hamb. 1791.) die vollständige Nachrichten

von Nordamerikanischen Sprachen liefert, wird das Tsippenwäische, welches mit dem Algonkinischen als Mundart übereinkömmt, überall von den Häuptern der Versammlung der Völker gesprochen, die westlich bis zum Missisippi, südlich bis zum Ohio und nördlich bis zum Hudson wohnen, obgleich manche Völker auf diesem Landstriche in ihrem Umgange eine andre Sprache haben. Verwandt damit ist das Mohegomische und Schawanesische. Auch scheint wirklich die Sprache der Delawares in Pensilvanien, der Pennobscots an Neuschottland, und der Indianer zu St. Francis in Kanada von einer Muttersprache zu stammen. Von diesen weicht ganz ab die Sprache der Irokesen oder Mohawis, welche ausschließlich von 5 oder 6 Nationen Indianern gesprochen wird.

15. Die Koraliten in Labrador und die Grönländer, haben Eine Sprache, und damit stimmen viele Worte der Unalaschker.

16. Die Karaiben sprechen galibisch, und stammen also aus Terra firma her.

Sprachvergleichungen lehren uns auch die Wanderung der Begriffe, Geschicklich-

keiten oder Künste. Jede Sprache ist am reichsten in Ausdrücken für solche Dinge, womit sie sich am meisten beschäftigt; das Deutsche für den Bergbau und die Jagd; das Holländische für den Schiffsbau und die Schiffskunst; das Französische für die Kriegskunst und das gesellige Leben; das Italienische für Musik, Mahlerei und Baukunst. Gemeiniglich hat ein Volk für dasjenige, was es von dem andern angenommen und gelernt hat, auch zugleich die Benennung dieses andern Volkes behalten. Daher ist die Sprache der Kanzel morgenländisch, der Börse Italienisch, der Schiffswerfte holländisch, des Paradeplatzes französisch, und der Gerichtshöfe römisch. Die Polen haben für die mehrsten Handwerke deutsche Namen, auch sind alle termini proprii beym Gewehr, beim Wagen bis auf den Hufnagel deutsch. Dennoch lernt bisweilen ein Volk vom andern eine Kunst, oder erhält ein Naturprodukt ohne das fremde Wort aufzunehmen. So nennen die Ehstländer das Schreiben Kirias ponema d. i. Zackenmachen, und die Sandwichsinsulaner, würden es wohl Kipparéo d. i. Zeugmachen nennen.

Wir haben viele Benennungen von den Römern angenommen, und es sind gewiß Niederdeutsche gewesen, mit denen die Römer das meiste Verkehr hatten, denn ihre Worte haben die meiste Aehnlichkeit mit römischen.

Auch weiset uns die Sprache oft das Vaterland vieler Gewächse und Thiere an, indem ein Volk meist nur für einheimische Naturerzeugnisse eigne ursprüngliche Namen hat — Aprikosen, mala epirotica — kommen von Epirus, Kirschen, cerasi — von Ceresunt in Pontus; Kaffee ist ein arabisches Wort — Zucker soll vom indianischen Schaggri herkommen. — Nach Ferguson heißt im Bengalischen der Zucker Legga, auch Messeric — Indigo, der beste wird noch jetzt in Hindostan bereitet. Tabak von Tabago, einer Provinz in Yncatan, wo ihn die Spanier zuerst fanden. Aloe — die beste von Socotorah — ist vermuthlich ein arabisches Wort. Tulpen haben wir von den Türken, die diese Blume Tulipan nennen. Lein, linum, λινον, und Hanf, cannabis, καννaβον, von Tangur bis an die Wolga; Apfelsine, oder Pomesine, verräth das Vaterland des Gewächses in

China. — Ob Pomeranzen auch aus China sind? So viel ist gewiß, daß sie da auch wachsen. —

Doch muß man auch bemerken, daß der Name oft nur anzeige, von welchem Volke man eine Sache zuerst erhalten habe, ohne darum anzuzeigen, wo die Sache ursprünglich sey. Die Ehstländer nennen den Reis Saksama suurma d. i. sächsische Gritze; Alkali kommt nicht aus Arabien, sondern aus Spanien; das spanische Rohr kömmt aus Neu-Mexiko und Hindostan; der türkische Waitzen aus Amerika; — er mag im Deutschen, von den einem Turban ähnlich geformten Blättern, womit die Aehre umwachsen ist, seinen Namen haben; — Chinarinde kommt nicht aus China, sondern aus Peru, und heißt eigentlich Kinkina d. i. Rinde der Rinden. — Keine europäische Sprache, die slavische ausgenommen, hat ein Wort für Elephant; die alten Römer nannten ihn Luca bos, als sie ihn zuerst beim Pyrrhus in Lukanien sahen. Für Hund hat jede Sprache ein eignes Wort. Rennthiere und Elend scheinen original deutsch zu seyn; — nicht wohl englisch rein oder französisch

renne; Blumenbach schreibt Rehnthier. — Olen, heißt das Elend russisch.

Endlich führen manche Eigenheiten der Sprache auf den Charakter des Volkes. Wenn der Araber 500 Wörter für den Löwen, und 1000 für das Schwerd hat, wenn der Deutsche 39 Wörter für schlagen, und 30 für Trinken hat, wenn der Franzose allein, die Worte für Komplimente, Mode, Galanterie hergiebt, wenn der Deutsche soviel Titel und Curialien — eine Folge des Feudalsystems — hat, und in seinen Anreden soviel Unterschiede macht, wenn er eine edle und unedle Sprache hat, kurz wenn eine Sprache etwas hat, das in einer andern Sprache unübersehbar ist — wie die meisten jetzt genannten, sich weder ins Griechische noch Lateinische übersetzen lassen, — so giebt das Charakterzüge vom Volk ab, das die Sprache spricht.

Charakteristisch ist noch die Bemerkung, daß nur die neuern Sprachen die Wörter für gläubig, ungläubig, rechtgläubig, Ketzer, Zunft, Meister, Gesell, Lehrbursch rc. haben. Auf Arabisch heißen die Rechtgläubigen

Moslemim, die Ungläubigen Guebres, Ketzer Schüters.

2. Von der Schrift.

Das Verlangen und Bedürfniß, sich nach Belieben gewisser Sachen erinnern zu können, veranlaßt den Naturmenschen zur Erfindung von allerlei Denkzeichen; die gemeinen Leute sogar, die nicht schreiben können, machen oft allerlei Zeichen mit Kreide. Prinz Libu — siehe Wilsons Reise — führte über die Merkwürdigkeiten der Reise eine Art Journal, das in allerlei verschiedentlich bezeichneten Stäbchen bestand, woran er von Zeit zu Zeit studirte, um sich die Erinnerung der Zeichen geläufig zu machen. Die Peruaner hatten und haben wohl noch — ihre Quipos, Bündel von Schnüren, von allen Farben mit mancherlei Knoten bezeichnet, woraus unter andern die Tempelannalen bestanden. Die Wilden in Nordamerika gebrauchen zu ähnlichem Zweck ihre Wampoos. Andere Völker haben andere Zeichen — man denke Dictatores clavi figendi causa! — welche Zeichen aber insgesammt wegen ihrer Einfachheit, entweder von höchst einge-

schränktem Gebrauch für andre, oder nur dem allein verständlich sind, der sie für sich macht und sie sich sorgfältig einprägt. Das Bedürfniß, sich Abwesenden mitzutheilen sowohl, als das Andenken von Dingen für die Nachkommen aufzubewahren, veranlaßten die Erfindung der Schrift und zwar:

A. der Bilderschrift, und dann

B. der Tonschrift.

A. Nichts ist natürlicher, als sichtbare Dinge durch Abzeichnung, und unsichtbare durch Symbole d. i. durch Bilder, welche irgend eine Art von Beziehung auf die unsichtbaren Dinge haben, auszudrücken. In dem historischen Portefeuille von 1787. 2ter Theil S. 33. ist ein hieroglyphischer Bericht, den ein Irokese von einem Feldzuge gegen die englischen Kolonien im Bündnisse mit Frankreich abgestattet hat, in Kupfer, wobey gesagt wird, daß die amerikanischen Wilden, wenn sie von einem Streifzuge zurückkommen, jedesmal dem kommandirenden General der Europäer, mit denen sie alliirt sind, Bericht davon in solch einer symbolischen Zeichnung abstatten. Dergleichen Bilderschriften sieht man in

Krafts Sitten der Wilden. Die Mexikanische in den Kupfern zu Robertsons Geschichte von Amerika, enthält schon abgekürztere Hieroglyphen als jene, im ägyptischen Geschmack.

Die zwei Stufen der Bilderschrift sind:

a) Ganze

1. Gemälde sichtbarer Dinge,

2. Symbole für unsichtbare Dinge.

b) Abgekürzte Zeichen der Bilder, durch bloße Linearfiguren, wie die chinesische Zeichenschrift.

Die erste Schrift sieht man noch bei den Wilden, und sie war vornehmlich bei den Aegyptern; die zweite ist bei den Chinesern und Japanesen noch im Gebrauch, desgleichen bey den Chorären und Tunquinesen. Aegyptische Hieroglyphen sind, gleich der Bilderschrift der Wilden, eine rohe Erfindung der frühen Welt und nichts weniger als schlau ersonnene Chiffern, worin die ägyptischen Priester tiefe Geheimnisse verhüllen wollten. Freilich, nachdem Alphabetschrift schon erfunden war, behielten die Priester noch Hieroglyphik, als ein altes Heiligthum bei, vielleicht auch als eine schulgerechte Methode,

thode, und so fanden es die Griechen, die bey ihrem Mangel an Länder- und Völkerkunde und Geschichte der Menschheit, sich einbildeten, Tonschrift sey dem Menschen natürlich, und Hieroglyphik müsse daher eine absichtlich ersonnene Art von Chiffern oder Geheimniß seyn. Wenn es richtig ist z. B. daß der bekannte Stein von Rosette in seiner Hieroglyphenschrift dasselbe, was die auf ihm befindliche Schrift, sagt, so kann man daraus sehen, daß nicht immer nur tiefsinnige Philosopheme durch Hieroglyphen bezeichnet wurden. Allein Araber — Erfinder der Chemie und Kreuzfahrer, mißdeuteten die Nachrichten der Alten von der Weisheit und den Künsten der Aegypter, Liebestränke, Gold und Tinkturen der Unsterblichkeit, woran in Asien so viel laborirt wird, zu machen und glaubten, die Rezepte zu dem allen seyen in den Hieroglyphen der Isischen Tafel und der Obelisken eingehüllt.

Nun haben wir endlich Hoffnung, den Sinn dieser Hieroglyphen zu entziffern, durch die Entdeckung des erwähnten Steins von Rosette, dessen Geschichte kürzlich folgende ist: „In einer

Sitzung des Nationalinstituts 1800 wurde gemeldet, d'Hautpoult habe beim Nachgraben in der Gegend von Rosette, einen Stein gefunden, von schönem schwarzem Granit, 36″ hoch, 28″ breit, und 9 bis 10″ dick. Eine polirte Seite hat 3 Inschriften, die von einander getrennt und parallel sind. Die oberste ist hieroglyphisch, und hat 14 Zeilen; die andere mit Buchstaben, die man für syrisch hält, die aber wohl koptisch sind, nimmt 32 Zeilen ein, und die dritte griechisch, besteht aus 54 Zeilen, und ist noch gut erhalten. In dieser heißt es, daß Ptolemäus Philopator alle Kanäle habe öffnen und repariren lassen, und dazu sehr viele Arbeitern, große Summe, und 8 Jahr gebraucht habe, wofür die Priester ihm öffentlich Dank abstatteten." Ohne Zweifel ist die hieroglyphische Schrift gleichen Inhalts, und vielleicht läßt sie sich einst entziffern, so wie Barthelemy des palmirenische Alphabet, durch die, neben den palmirenisch-syrischen Inschriften stehenden griechischen enträthselt hat. Aber ob die Hieroglyphen von der Zeit der Ptolemäer auch mit denen der alten Zeit einerlei sind, ist noch die Frage.

Unter dem Arme einer Mumie fand man eine ziemlich starke Rolle von Hieroglyphen.

Ueber die Symbole, die die Aegypter wählten, findet sich einiges Licht in des Horus oder Horapollo Hieroglyphica. — Nach ihm bezeichnete das Auge Kenntniß; ein Zirkel die Ewigkeit; eine Fliege die Unverschämtheit; eine Ameise Weisheit; eine Viper die Undankbarkeit; der Löwe Muth; der Adler Sieg; der Storch Kindesliebe; der Aal Scheusal, weil ihn die Aegypter so wenig als die Juden speiseten; bisweilen zusammengesetzt, als eine Schlange mit einem Adlerskopf, bezeichnete Gottes Vorsehung; verschlungene Hände Eintracht; Pfeile gegen einander Krieg.

Die zweite Art, nämlich die chinesische Zeichenschrift, ist nichts als eine hieroglyphische Current- oder Abbreviaturschrift, und ihrem wesentlichen Charakter nach, da sie nicht Laute des Mundes, sondern Vorstellungen der Seele bezeichnet, mit den vorigen Arten ganz einerlei. Was Runen sind, ist nicht unklar, sie sind Ton- und Alphabetschrift.

Nachtheile aller Sachschrift.

1. Es ist nicht wohl möglich, die Verhältnisse und Beziehungen zwischen den Begriffen und Sachen, die man abbildet, bildlich auszudrücken. Man versuche die kleinste Geschichte, oder das kleinste Raisonnement (z. B. animum rege, qui nisi paret imperat!) in Sachschrift verständlich darzulegen! Und doch besteht eben in den Beziehungen der Geist der Sprache, das eigentliche Denken, welches man gleich einsieht, wenn man sich vorstellt, daß in der Sprache das Dekliniren, Konjugiren, die Pronomina personalia, die Präpositionen und Konjunktionen wegfallen sollten.

2. Die überaus große Menge von Zeichen — es müssen ihrer mehr als Wörter seyn, weil oft ein Wort mehrere Ideen, hingegen jedes Zeichen nur eine Idee ausdrücken kann — macht eine Uebereinstimmung in diesen Zeichen sehr schwer; es entstehen also mehrere Schriftarten, die nicht so, wie die verschiedenen Hände in der Alphabetschrift, in welchen der Zeichen nur etliche zwanzig sind, sich durch sich selbst dechiffriren

lassen. Die Ungleichheit und Menge der Zeichen macht nun, daß die Menschen sich an der Erlernung derselben imbecill und stupid machen. Ein ganzes Leben gehört dazu, um lesen zu lernen, in China z. B., wo man 70,000 Charaktere rechnet — alles Wissen wird dadurch Gedächtnißwerk.

3. Die Sachschrift, da sie mit der Sprache in keiner Verbindung steht, trägt nichts zur Fixirung der Sprache bei, die nun sich selbst überlassen, nach der Analogie der Aussprache und Bedeutung, in unzählige, zuletzt ganz unkenntliche, Dialekte ausartet.

4. Noch schlimmer ist, daß die Sachschrift nie unter dem gemeinen Volke ein Kommunikationsmittel werden kann.

B. Ton- oder Alphabetsschrift.

Sie ist Bezeichnung der Laute überhaupt, und artikulirter Laute, dergleichen der Mensch durch keine Maschine nachzuahmen im Stande ist. Die Zahl der möglichen Artikulationen überhaupt ist durch die Struktur der Sprachorgane begränzt; dann aber ist auch jede besondere Sprache, von vielen wohl möglichen, und in einer andern Sprache auch wohl wirklichen Arti-

kulationen befreit; nicht jede Sprache umfaßt alle der Natur der Sprachorgane nach wohl möglichen Artikulationen.

Vermuthlich fielen die handelnden Phönizier darauf, ihre Zahlen mit Zeichen zu schreiben, und nahmen diese Zeichen, als Sylbenschrift für die Laute an. Diese ist also wahrscheinlich zuerst erfunden. Aber ist das Hebräische auch Sylbenschrift? Heißt z. B. ב ba, be, bi, bo? Wenn ב alle diese Sylben bezeichnen kann, so bezeichnet es offenbar keine davon ausschließend, sondern blos den Buchstaben b allein. In Siam soll man noch Sylbenschrift schreiben.

Von der Tonschrift kennt man nicht den Erfinder, nicht das Volk, unter dem er lebte, nicht die Zeit der Erfindung. Auch davon sagt die Geschichte nichts, ob Sylbenschrift oder Buchstabenschrift vorhergegangen. Das erste Muster aller Sylbenschrift soll die Samskrdamische seyn, wovon die Tibelanische, Mogolische, Siamische, Malaische Zweige sind. Von Alphabetschrift ist das älteste und einzige Muster die Phönizische. Griechenland erhielt die seinige von Kadmus d. h. von einem Morgenländer, der nur

16 Buchstaben dorthin gebracht haben soll. Eines der ältesten Muster griechischer Schriftart ist die Amykläische Inschrift, die Abt Fourmont im Jahr 1728 zu Sklaerbochori, dem alten Amyclae, entdeckte. Es waren eigentlich 40 uralte Steinschriften, worunter diese furchenweise — (βυστροφηδον) — geschriebene die älteste war. Sie besteht aus 2 Inschriften, die vielleicht nicht zusammengehören, und enthält nur Namen von Priesterinnen; sie ist ungefähr 1000 Jahr vor Christo gemacht. Eins der ältesten Monumente griechischer Schrift ist aber die Sigäische Inschrift, die in der Gegend von Teja entdeckt wurde, und von Chishull bekannt gemacht ist.

Die merkwürdigsten römischen Inschriften sind: Columna Duillii v. Chr. 494 gesetzt, und 1565 ausgegraben; die Inschrift auf L. Corn. Scipio Consul, gesetzt vor Chr. 495, ausgegraben 1615; Senatus Consultum de Bacchanalibus vom Jahr 566 vor Chr., bei Abruzzo entdeckt. Tafel von Bronze von 625 v. Chr. zu Rom, enthält ein Fragment eines Bündnisses zwischen den Römern und

Thermessensern in Pisidien in Kleinasien.

Materien zum Schreiben waren Holz, Stein, Muscheln, Ziegel, metallene Tafeln — Wachstafeln, Palmblätter, Baumrinden — βιβλος — Nilrohr und Thierhäute oder Pergament — zu Pergamum unter König Eumenes. — Eustathius schreibt ad Odyss. φ, p. 1319 lin. 41. ed. Rom., daß man zu seiner Zeit — im 12. Jahrhunderte — den Gebrauch des Nilpapiers aufgegeben habe. Es findet sich davon noch ein einziges Buch in der Abtei St. Germain des Près, und Diplome zu Wien und Korvey. Den Ursprung des Kottonpapieres setzt Montfaucon — Palaeographia p. 19. — in das 9. Jahrhundert. Die Griechen bedienten sich dessen häufig, und es kommen griechische Bücher auf Kottonpapier vom 13. und 14. Jahrhunderte häufig vor. Den Gebrauch des Leinenpapiers findet Montfaucon gedacht in einem Buche vom 12. Jahrhunderte. Nach dem nouveau traité de Diplomatique I. p. 522. seqq. giebt es keine gewisse Probe davon vor dem 14. Jahrhunderte. Die älteste bekannte Urkunde ist von 1339. — Die

erste Papiermühle war zu Basel im 16. Jahrhundert.

In den ersten Zeiten der Schrifterfindung wurde natürlich nur ein seltner Gebrauch davon gemacht. Nur bei Gesetzen, öffentlichen Verhandlungen und Tempel- oder andern Inschriften kam sie anfangs vor. Die Zahl der Buchstaben war nicht gleich vollständig, ihre Gestalt wurde erst allmählig ausgebildet, auch ihre Richtung erst nach und nach fixirt, ind:m man bald furchenweise von der Rechten zur Linken und dann wieder umgekehrt, bald columnenweise von oben nach unten schrieb, von welchen Arten einzelne bei verschiedenen Völkern erhalten sind, z. E. die Griechen behielten die Richtung von der Rechten zur Linken, die Hebräer von der Linken zur Rechten

Die Vortheile der Tonschrift sind groß, und etwa folgende:

1. Sofern man dadurch alle Wörter ihrer Aussprache nach bezeichnet, so kann man alle, auch die intellektuellsten, Ideen von Beziehungen und Verhältnissen, kurz man kann alles das, und so, dem Auge durch Schrift verständlich machen, was

und wie es dem Ohr durch Sprache verständlich wird.

2. Die Schrift, da sie nur etwa aus 20 oder 30 Zeichen besteht, ist leicht gleichförmig zu erhalten, und läßt sich auch, wenn sie ungleichförmig geworden ist, ohne Schwierigkeiten anerkennen (Dechiffrirkunst der Tonschrift), läßt sich leicht lernen, leicht lehren, und wird dadurch ein faßliches Kommunikationsmittel auch für das gemeine Volk. — Sie ist eine göttlich schöne Erfindung, sie giebt dem Menschen gleichsam einen neuen Sinn, eine übernatürliche Kraft, auf Millionen Menschen durch Jahrhunderte und Welttheile hindurch zu wirken. Was wäre das Menschengeschlecht ohne Tonschrift! Keinen Homer, keinen Plato, kein Evangelium und kein Beckersches Hülfsbüchlein hätte es! —

3. Tonschrift fixirt die Sprache, indem nun die gebildetern Volksklassen (wenn einmal Schrift ganz gebräuchlich ist, denn sonst gehts wie in den Urkunden des medii aevi, wo die Schrift sich nach der Aussprache richtet), in der Aussprache sowohl als in der Bedeutung der Wörter sich nach den klassischen Autoren

richten. Oder wenn auch die Aussprache wechselt, so stellt sie doch durch Beibehaltung einer gleichförmigen und herkömmlichen Orthographie eine unveränderliche Norm auf. Man lasse dieselbe Geschichte, die ein Schweizer, ein Schwabe, ein Ostfriese, ein Lüneburger, ein Leipziger, ein Pommer auf einerlei Art schreiben würde, unmündlich erzählen, wie verschieden würde es klingen, sogar wenn sie sich bemühten, der Schriftform gemäß zu sprechen! wie verschieden vollends, wenn jeder so spräche wie sein Volk! Kein Zweifel daß das Englische und Französische nicht eben so gelesen worden, wie es jetzt noch geschrieben wird. Es fehlt weiter nichts, als daß die Deutschen, mit Beibehaltung ihrer jetzigen Orthographie, die weit sanftere und richtigere niedersächsische Sprachart annähmen, so würde sich die deutsche Orthographie, zur Aussprache, wie die französische und englische zur ihrigen verhalten.

Anmerkung.

Eine schriftlose Sp"ache durch Schrift einer fremden Sprache zu bändigen, ist sehr schwer, sogar wenn es Muttersprache

ist. Der Mönch Otfried, von dem noch eine Paraphrase über die Evangelien in altfränkischen Reimen in Schilteri thesaurus antiq. Tom. I. vorhanden ist, klagt über die unüberwindliche Schwierigkeit, die ungeheuern deutschen Laute durch lateinische Buchstaben auszudrücken. Noch schwerer ist es bei ganz fremden Sprachen; daher heißt es in Cooks Reisen, wenn 6 Engländer ein Wort der Südseeinsulaner aufschrieben, hätte jeder es anders buchstabirt. Es reicht kein Alphabet zu, alle Sprachen, oder alle Dialekte Einer Sprache bestimmt zu bezeichnen, und eben so wenig reicht es zu, in einer andern Sprache zu schreiben. — Wenn es heißt, verschiedene nordamerikanische Nationen können unser I, T, Gn, Ks nicht aussprechen; die Kalifornier nicht unser O, F, G, L, X, Z und S; die Brasilianer nicht unser 1, L, S, Z; die Chinesen nicht unser A, B, D, O, R, X und Z: so braucht man nicht so weit zu gehn; unsere Oberländer — das Können bei Seite gesetzt — sprechen wirklich kein A, kein Oe, kein U, kein G; die Obersachsen kein G und kein D, kein P; die Schlesier kein Ei; die Franzosen

können nicht schreiben das deutsche: ich habe, die Deutschen nicht die französischen Wörter genie, compliment, grace schreiben oder sprechen; bei dem deutschen Worte „angefangen" und dergl. ist die letzte Sylbe nicht orthographisch darzustellen. — Die Alphabetschrift ist zwar nicht so schnellen und schlimmen, als die hieroglyphische, aber doch auch großen Revolutionen und Veränderungen ausgesetzt, indem die Grundschriftart eines Volks sich auch umzubilden, und in andre Züge überzugehen pflegt. Verschiedenheiten der Züge derselben Charaktere z. B. sind in der Türkei und Persien durch eine Art von Wohlstandsgesetz regulirt. — In der Türkei giebt es vier Schriftarten: Neskhi für wissenschaftliche Werke; diese wird in der Druckerei gebraucht, Tealik für poetische, Divani für die Firmans; Subas für Aufschriften, Devisen und öffentliche Anschläge. — So weiland die Frakturschrift im Kanzleistil. Die Araber haben fast für jeden Buchstaben 4 Figuren. Das Syrische hat 3 Schriftarten, die Mendäische, Nabathäische und Estrangelo. Die Runenschrift ist ordentliche Buchstabenschrift, und aus der ver-

stümmelten lateinischen oder griechischen entstanden. Nach Büttners Vergleichungstafeln der Schriftzüge verschiedner Völker ist alle Buchstabenschrift der bekannten Sprachen aus einer Quelle geflossen, z. B. deutsch ist Mönchslatein, wie Leichenschriften und Handschriften lateinischer Werke zeigen. Aus besseren Monumenten nahm man bald durch die Erfindung der Druckerei die jetzige schönere römische Schrift an, deren sich bald Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, späterhin England, Holland, Polen, Schweden, Dänemark zu seinen Sprachen bedienten; nur wir Deutsche plagen uns noch, zumal in Currentschrift, mit der für Namen unpassenden Mönchsschrift.

Von Universalcharakteristik giebt es in Europa nur vier Proben,

1) an den musikalischen Zeichen,

2) an den mathematischen, nehmlich den Ziffern sowohl als den Operationszeichen,

3) an den chemischen oder pharmaceutischen,

4) ferner an den Kalenderzeichen.

Wer diese Zeichen einmal gefaßt hat, kann die Musikalien und Rechnungen aller europäischen Nationen verstehen, ohne

ihre Sprache zu kennen. Zur Ersparung der erstaunlich vielen Zeit und Mühe, welche die Erlernung der Sprachen kostet, und welche besser auf Sachen verwendet würde, wäre es also erwünscht, ähnliche Universalcharaktere als man für Musik und Mathematik hat, für alle andern Perceptionen und Ideen zu erfinden; und das wäre es, was der Bischof Wilkins in seinem essai towards a real Character and philosophical language (London 1668) und in der Folge Leibnitz bis an sein Ende suchte. Es läßt sich leicht zeigen, daß solche einfache Zeichen, als für die einfachen musikalischen und mathematischen Verhältnisse passen, sich für die andern Perceptionen und Ideen nicht finden lassen, und daß von der andern Seite solche komplicirte und dabei doch immer unverständliche Zeichen, als die Universalcharakteristik erfordern würde, gleich der chinesischen Hieroglyphik, dem vorgesetzten Falle gar nicht entsprechen würden.

Eine besondre, auf positiver Konvention beruhende Art von Schrift ist die Geheimschrift, oder Chiffre, und die Kunst sie zu lösen ist Dechiffrirkunst. Wer diese Schrift verstehn will, braucht dazu des

Schlüssels. Die Diplomatik und die Kabinette bedienen sich noch der Chiffern, und zwar verschiedener.

Neu erfunden ist die Telegraphie oder Fernschreibekunst, eine Art der Signalkunst, die schon sehr lange bekannt ist. Schon Polybius lib. X. (p. 611. Casaub. 1609) erzählt und beschreibt die Πυρσεια d. i. die Signalkunst durch Fackeln, und Vaillant sahe auch eine Signalkunst, bei den Huswannahs durch Feuer.

Natur der Schrift. 1. Doppelte Association zwischen Vorstellung und Aussprache, und zwischen Aussprache und Anblick der Schrift. — Taubstumme werden, wie Heinicke richtig gegen den Abt l'Epée bemerkt, niemals durch bloßes Ansehn oder Zeichnen von Schrift denken lernen, aber wohl durch das Aussprechen der Wörter und Reden, indem sich dann mit dem Actus des obgleich für sie unhörbaren Sprechens die Begriffe associiren.

2. Gewalt der Association da, wie Burke bemerkt, der Mensch wirklich das, was er spricht und lieset, verstehen, und gleichwohl die den Worten zugehöri-

gen

gen Ideen seiner Seele nicht vergegenwärtigt haben kann.

3. Assoriation des Lesens, Sprechens und Denkens. Ungeübte können nicht anders als laut lesen, und finden, durch die Beschwerde des Lesens, das Verstehen selbst erschwert. Umgekehrt, man kann eine Sprache still lesend trefflich verstehen, ohne sie sprechen zu können. Alles wie man sich gewöhnt.

Nutzen der Schrift, vollends seit Erfindung der Druckerei:

1. Ausgebreitetere Kommunikation — Voltaire theilt sich 100000 Menschen auf einmal mit.

2. Aufbewahrung der Kenntnisse und davon abhängende Vermehrung derselben. Tradition ohne Schrift hilft nichts in historischen Dingen — daher fängt alle Geschichte erst mit Schriften an — noch weniger hilft sie in wissenschaftlichen Sachen, wo allenfalls, wie bei den Bramen, Regeln zur Berechnung der Eklipsen, die Resultate bleiben, aber die Gründe verloren gehn. Erst durch Schrift ist Gelehrsamkeit möglich, als eine Aufsammlung alles dessen, was die klügsten Köpfe aller Zeiten beobach-

tet und gedacht, erfahren und erfunden haben.

3. Beim Lesen kann man durch Absetzen und Wiederholen gemächlicher denken und untersuchen.

Lebendiger Vortrag hingegen ist:

1. faßlicher, durch Modulationen, Geberden und Mienen;

2. kräftiger durch eben jene sinnlichen Ausdrücke, und durch Sympathie; einem Grobheiten schreiben und sie ihm sagen, ist eben so zweierlei, als sie ihm deutsch oder lateinisch sagen;

3. erinnerlicher eben wegen seiner beiden erstgenannten Eigenschaften.

Soviel über allgemeine Philologie und ihren doppelten Gegenstand, Sprache und Schrift überhaupt. Die Methode muß rein kritisch seyn, so daß man, ohne sich an Behauptungen und Raisonnements zu kehren, die reinen Data, genetisch gewürdigt, vor sich nimmt, und selbst durch freie Kombinationen und Raisonnements Resultate sucht. Der Werth dieser Wissenschaft ist

1. negativ, uns vor glottologischen Schwärmereien und Thorheiten — wie des Court de Guebelin, des Rudbek und

Goropius und so vieler Etymologen, zu bewahren;

2. positiv, Bereicherung der Menschen- und Völkerkunde.

II. Besondere Philologie.

Der Zweck aller Sprachforschungen ist die Kenntniß der Sprachen und zwar bei allen, auch selbst bei schriftlosen Sprachen, in der Absicht, sie als Spiegel des Geistes und als Urkunde der Geschichte des Volks zu betrachten, bei einigen, besonders aber bei schriftfesten, entweder zu objektivem Zweck, um durch sie zu Sachkenntnissen in einzelnen Fächern des Wissens zu gelangen, oder auch der Konversation wegen, oder zu subjektivem, um an Geistesbildung dadurch zu gewinnen, oder auch zu beiden Zwecken.

Bei schriftfesten, sie seyen lebendig oder todt, können jene Absichten, sie als Geistesspiegel und als Nationalurkunde zu benutzen, auch eintreten, und zwar bei todten Sprachen, weil hier Stoff und Bau durch die Schrift begränzt ist, auf die durch die in ihnen verfaßten Schriften bestimmte Weise. Indessen findet doch

eigentlich beim Studium todter Sprachen kein andrer Zweck statt, als die Sprachen um der Schriften willen zu erlernen, und da möchten wohl schwerlich ohne besonderes, zumal Religionsinteresse jemals Menschen eine todte Sprache studiren!!

Aber obgleich todte Sprachen um der Schriften willen zu lernen sind, so ist es doch nothwendig, daß eine Klasse von Gelehrten umgekehrt die Schriften sammele, prüfe, studire, um der Sprache willen — weil sonst der erste Zweck nicht erreicht werden kann, — und dann die auf solche Weise aufgefaßte Sprachkunde wieder anwende zum Verstehen und zweckmäßigen Benutzen der Schriften. Auf gleiche Weise ist es bei lebenden Sprachen nöthig — nicht nur zum Besten der Heteroglotten, die sie erlernen, und die darin enthaltnen Schriften benutzen wollen, sondern auch zum Besten der eignen Schriftsteller, die sie rein und schön zum Gebrauch haben wollen — daß sie kritisch dem Stoff und Baue nach bearbeitet, und die Resultate der Untersuchungen in Schriften bekannt gemacht werden.

Dem zufolge haben wir also

I. Aeltere Philologie.

1. Biblische oder heilige, die das Centrum von einer weit umfassenden, nämlich der orientalischen Literatur ist.

2. Klassische Philologie in Beziehung auf die gelehrten Sprachen, die griechische und römische, und die in beiden verfaßten Schriften. Umfaßt wird sie von der weitschichtigern humanistischen Philologie, als welche zugleich alle zur Bildung des Geschmacks und Geistes diensame Werke neuerer Zeiten in Beziehung auf die klassischen Muster mit einschließt. Wer die dahin gehörigen Kenntnisse besitzt, heißt ein Humanist.

II. Neuere Philologie ist Linguistik, Literatur und Kritik der Sprachen des Mittelalters zum Behuf der Geschichte, und der neuern Sprachen, zum Behuf der Kultur überhaupt. —

Der heiligen Philologie oder dem Religionsinteresse haben wir die klassische und alle Disciplinen zu danken, die man jetzt unter dem Namen Philologie zusammenfaßt. Denn die biblische Philologie bedarf der orientalischen, bedarf der griechischen und römischen Sprache, bedarf aller philologischen Kenntnisse und Wissenschaf-

ten, deren Studium demnach beim Entstehen der gelehrten Theologie mit aufleben mußte.

Offenbar kann Kenntniß der ausgestorbenen Sprachen nicht statt finden ohne Kenntniß der in denselben vorhandenen Schriften, ohne Berichtigung derselben im Ganzen oder Einzelnen, und ohne Erforschung der darin ausgedrückten Vorstellungen und Sachen, oder ohne Literatur, Kritik und Archäologie, welche daher mit der eigentlichen Sprachkunde, d. i. Kenntniß der Wörter, ihrer Formen und Verbindungsarten, die alte Philologie ausmachen. Alle vier wirken in einander. In dem Sinne als Erudition bildete sich Philologie zuerst am Hofe der Ptolemäer zu Alexandrien unter dem Namen Grammatik.

1. Literatur ist die Kenntniß der Schriften, nach ihrer Entstehung, kritischen Beschaffenheit, ihrem innern Werth, von Seiten des Inhalts, Vortrags, Geistes, ferner nach den Ausgaben und Hülfsmitteln zur Berichtigung und zum Verständnisse derselben, oder zum Emendiren und Interpretiren. Sie wird abgehandelt nach Zeiten — nach Völkern — nach

Wissenschaften, und dabei immer nach Autoren nnd deren Ideensphäre — daher Specialbenennungen, z. B. alte klassische römische Literatur der Geschichte, der Poesie u. s. w. Noch umfassender ist die Gelehrtengeschichte oder Literargeschichte, sofern man sich darunter denkt, die Geschichte der Entstehung der Künste und Wissenschaften, des Grades der Vollkommenheit, wozu sie gelangt sind, des Einflusses, den sie auf die Nationen, und durch welche Anstalten und Einrichtungen sie ihn gehabt haben, die Schriftsteller aus jeder Periode mit der Verfassung, in welcher jeder gelebt hat, die Schriften jedes Autors und die historischen Umstände davon. Der Philolog kann ihrer nicht entbehren, sie wird aber füglicher unter Geschichte ausführlich erklärt. —

Nicht alle alten Autoren sind aber klassische, sondern nur diejenigen, welche als Muster den höchsten Grad eigenthümlicher wissenschaftlicher oder ästhetischer Bildung der beiden klassischen Völker des Alterthums bezeichnen. Die Benennung ist von der ersten der sechs Klassen des römischen Volks hergenommen, deren Mitglieder bekanntlich classici hießen, die übri-

gen waren infra classem. — Nach Verschiedenheit der Absicht beim Studio wird das Studium selbst verschieden seyn. Der Humanist dringt in alles tiefer, und umfaßt das ganze Gebiet der alten Literatur, nicht allein die klassischen Schriften.

2. Kritik ist die durch reife Erfahrung, viele Kenntnisse und großen Witz oder Kombinationsgabe erlangte Kunst, Werke zu beurtheilen, in Absicht auf Aechtheit, Wahrheit und Schönheit.

Wir können daher unterscheiden philologische, historische oder Real- und ästhetische Kritik. Alle drei fließen auf einander ein, aber man kann sie doch in der Abstraktion unterscheiden.

Die Kritik prüfet also zuerst die Aechtheit, sowohl ganzer Schriften, als einzelner Worte und Stellen darin. In wiefern sie sich mit jenen beschäftigt, heißt sie höhere, in wiefern sie nur diese zum Gegenstande hat, niedere oder Wortkritik. Der Philolog, welcher die Kritik erster Art übt, fragt: Was habe ich für Beweise, daß das, was ich da lese oder betrachte — der Psalm, das Kapitel im Jesaias, die Iliade, die Rede pro M. Marcello, die Münze, das Bauwerk — in

der angenommenen Meinung, es rühre von dem und dem Urheber her, auch wirklich von ihm herkomme? Daß ich alles, was ich lese oder sehe, noch vollkommen so vor mir habe, wie der Urheber es machte? Die Beantwortung dieser Fragen ist der Gegenstand der philologischen Kritik, und man abstrahirt hier von Wahrheit oder Lüge, Schönheit oder Häßlichkeit des Inhalts oder der Sache.

Diese Kritik wurde schon früh durch Verfälschungen der Schriften und Werke des Alterthums herbeigeführt. Schon zu Herodots Zeiten wurde Onomakritus beschuldigt, seine eignen Machwerke für alter berühmter Männer Arbeit ausgegeben zu haben; ihm schreibt man die Orphica, die wir noch haben, zu. Späterhin, da es ein wichtiges Gewerbe wurde, mit Codicibus zu handeln, schmückten Autoren, die selbst unter ihrem eignen Namen ihre Schriften los zu werden sich nicht getrauten, diese ihre Schriften mit berühmten Namen, und brachten sie so in Umlauf, welches bei dem damaligen Mangel an gelehrten Zeitungen &c. um so leichter anging. Die zweite Epoche der allerstärksten Unterschiebungen und Verfälschungen

war die Zeit des Kampfs und Triumphs der christlichen Religion über die heidnische und der Ketzerpartheien unter einander. Aus den sybillinischen Büchern, die wir noch jetzt haben, sagt Gesner, sind kaum 30 Verse ächt; die Stelle von Christo im Josephus ist wohl falsch; und so giebt es unächte Evangelien, untergeschobne Stellen in den ächten, und eine Menge falscher Urkunden, auf welche die wichtigsten Behauptungen und Anmaßungen sich stützten, z. B. die Dekretalen des falschen Isidors, die angebliche Schenkungsurkunde des Patrimonii Petri von Konstantin u. dgl. Die dritte Periode war die Zeit der Erfindung der Druckerei, da sich unter andern der Dominikanermönch Annius von Viterbo durch seinen Berosus, Manetho ꝛc. als Verfälscher zeigte.

Dagegen erfand ebenfalls schon früh das herrliche Volk der Griechen — und sie allein — Kritik, welche Wissenschaft indessen unter allen am spätesten reift. — Muster alter Kritik sind unter andern Galenus kühne Kommentarien darüber, ob die Bücher des Hippokrates von demselben wären. — In neuerer Zeit lebte sie auf nach der Reformation, in einem

großen Wetteifer, die Falsifikation, worauf die Hierarchie sich gründete, zu offenbaren. Und seitdem ist sie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gestiegen.

Um die Kritik glücklich zu üben, muß man eine vertraute Bekanntschaft mit den Handschriften von alten Autoren sich erwerben, die Formen der Buchstaben, die Schreibmanier, sowohl in Büchern als auf Münzen und steinernen Monumenten, und die Arten von Schreibmaterialien, nach ihren verschiedenen Perioden genau zu unterscheiden wissen, weil daraus sich das Alter, mithin auch die Auctorität eines Codex bestimmen läßt. Die ältesten Codices sind mit Unzialbuchstaben ohne Distinktionszeichen und selbst ohne Wortabtheilung geschrieben, z. B. die florentinischen Pandekten und der Terenz. Von der Zeit vor Christi Geburt haben wir keinen Codex, wegen der Barbarei, und weil Gregorius Magnus sehr viele Autoren verbrennen ließ. Der älteste von allen noch vorhandenen Codicibus soll seyn der Codex Bibl. Vaticanae No. 3226. Von einzelnen Autoren muß man die Genealogie der Handschriften, so wie der Ausgaben, oder eine Geschichte des Textes

ableiten, darin anfangen so viel möglich von seiner ursprünglichen Gestalt, in wie weit diese aus Zeit- und Lokalumständen, aus Stellen andrer Alten, und aus Excerpten, die sich in ihnen finden, auszumitteln ist.

Außer dem Gebrauch der Handschriften gründet sich die Krtiik weniger auf Regeln, als auf ein sogenanntes kritisches Gefühl, das doch auch täuschend und unüberzeugend ist, daher so viele kritische Räthsel und unausgemachte Probleme. Ihre Regeln entlehnt sie aus dem Bau und der Beschaffenheit der Sprache — daher soll Esra die Bücher Moses nicht gemacht, daher soll Moses den Hiob gemacht haben — aus dem eigenthümlichen Charakter der Sprache, in der Zeit und an dem Ort, wo das Buch soll geschrieben seyn; aus der Natur des Gegenstandes, den der Schriftsteller bearbeitete, dem Zwecke, den er hatte, der Manier, die ihm eigen ist.

Einige Regeln der Wortkritik sind folgende:

1. Man halte das Ausgesuchteste für das Richtigste; oft wird der Autor dadurch verschönert, wie Horaz durch Bentley.

2. Man muß bedenken, daß auch die alten Autoren Fehler hatten, und daß es mißlich ist, auf die Art, wie Ernesti den Cicero nach der Theorie der Consecutio temporum, zu emendiren, da die ganze Theorie ihre Richtigkeit erst an Cicero — und der Vernunft freilich auch beweisen muß.

3. So wenig als möglich weiche man vom Codex ab.

Anmerk. 1. Es können Schriften unächt seyn, wenn sich gleich im Styl und in den Sachen keine Spur von Falschheit zeigt. Der ganze habitus z. B. macht Cebes Gemälde verdächtig, daß es Werk eines Sophisten ist.

2. Es können Schriften voller Zeichen von Unächtheit seyn, und der Stamm der Schrift ist doch ächt, z. E. manche Hymne des Orpheus, Ossians Lieder.

Ferner prüft die Kritik die Wahrheit des in den Schriften Enthaltenen. Sie ist in sofern Sachkritik, und die historische Kritik ist ein Zweig von ihr. Diese untersucht streitige Fragen, wie z. B. folgende:

Ist das wahr, was Livius in der römischen Geschichte der ersten 500 Jahre

erzählt? — Tacitus sagt vom Vespasian, er habe durch Berührung Blinde geheilt. — Herodots Erzählungen von den smaragdenen Säulen zu Tyrus, von der Umseeglung des Kap und dem Flusse Niger. — Archimedes Brennspiegel. — Thales Sonnenfinsterniß. — Plinius Anekdote vom Löwen und von andern Thieren. — Von historischer Kritik aber wird im Folgenden ausführlich die Rede seyn, die, so wie die chemische Wasserprobe, ein Aufgebot aller chemischen, ein Aufgebot aller Kenntnisse erfordert. —

Die Sachkritik mathematischer, physikalischer, geographischer, naturhistorischer und auch spekulativer Behauptungen läßt sich fast befriedigend vollenden. Von Sitten, Einrichtungen, Lebensweise, Belustigungen, Kunstprodukten und Handlungsgeschicklichkeiten ist's schwerer.

Zur Sachkritik könnte man noch rechnen die Beurtheilung, in wieferne Philosopheme wahr, Beobachtungen richtig, praktische Regeln z. E. in den scriptoribus rei rusticae bewährt seyen.

Der dritte Gegenstand der Kritik ist der ästhetische Werth der Schriften und Werke des Alterthums. In wiefern

sie diese beurtheilt, ist sie ästhetische Kritik. Das unerlaßliche Erforderniß zur Ausübung derselben ist ein kräftiger und gesunder, mit feinem Gefühl verbundener, durch Uebung geschärfter, durch Vergleichungen vervollkommneter, und von allen Vorurtheilen geläuterter Sinn.

Theorie des Schönen und Vollkommenen bildet sich aus den Mustern, und dient wieder umgekehrt, das Urtheil über die Muster sowohl als andre Werke zu leiten — oder wenigstens die Data zum Urtheil richtig aufzufassen.

3. Archäologie oder Studium des Alterthums. Die Alten schrieben für ihre Zeitgenossen und ihre Landsleute, schrieben also in der ihnen eignen Ideensphäre. Um z. E. den Moses ganz zu verstehen oder bei Lesung desselben völlig das zu denken, was sie dachten, und es so zu denken, wie sie es dachten, muß man den ganzen Geist und alle Umstände der Zeit jedes Schriftstellers kennen. Die aus zerstreuten Winken zusammengeholten, durch Vergleichung unter einander sowohl als mit der unveränderlichen Natur der Menschen und Dinge berichtigten, Noti-

zen von dem gesammten Zustande der alten Völker bilden

a. die philologische Archäologie. Sie studirt das Alterthum zum Zweck der Sprachkunde und des Verstehens der Autoren, und der vollständigen und wahrhaften Erklärung derselben. Ihre Quellen sind:

1. Die Natur in Hinsicht auf Klima, Boden, Thiere, Pflanzen mit Parallelismus desjenigen, was noch Völkerkunde von Menschen in ähnlichen Klimaten zeigt;

2. die Denkmähler, als: Schriften, Kunstsachen, Statuen, Münzen, Gebäude, Mahlerei, Inschriften, Urkunden rc.

Ihr Inhalt ist:

1. Geschichte des Volks und des Landes.

2. Geographie, Chorographie — Naturgeschichte — nach mehrern Epochen, oder besser nach verschiedenen Schriftstellern.

3. Alterthümer.

a. Antiquitas rerum publicarum.

α. Innere Verhältnisse, Staatsverfassung, Klassen der Staatsbürger und

Men-

Menschen im Staate nach Rechten — Theil an der höchsten Gewalt, Organisation, Gesetzgebung.

1) Zur Sicherheit.

aa. Militair-Organisirung, Gemeine, Offiziere, Infanterie, Kavallerie, Waffen, Zeichen, Angriff, Vertheidigung, Taktik, Belohnung, Rekrutirung, Disciplin zu Wasser, zu Lande, Schiffbau, Flotte, —

bb. Justiz, Civil- und Criminalgesetze, Rechtspflege, Justizbeamten, wechselnd oder bleibend —

cc. Polizey — Gefängnisse und Korrektionsanstalten, Armenwesen, Medizinalpolizei, Anstalten gegen Thiere, gegen Naturschäden ꝛc. —

2) Zum Wohlstande,

aa. zum Vermögen — Wege, Kanäle, Brücken, —

bb. zur Geistesbildung — Religionsmeinungen, Mythologie und Ritus, Götter mit ihren Legenden, Verehrungsarten, nach Oertern als Tempel; nach Zeiten als Feste, Kalender; Andachtsübungen, als Opfer, Lustriren, Tanzen, Theater- und Nationalspiele, wie die olympischen, kirchliches Wesen, Priester, Ordens-

geistliche rc. Schulen, Lehranstalten und Aufklärungssachen; vornehmlich Anstalten zur Bildung des Geschmacks; Geschichte der Kunst, Denkmähler und deren Werke. — Die Kenntniß von den letztern nennt man vorzugsweise Archäologie. —

β. Aeußere Verhältnisse. Völkerrecht und Staatskunde.

b. Antiquitas rerum privatarum — häusliche Gesellschaft in Hinsicht

1) des Verhältnisses der Personen unter einander — Mann, Frau, Kinder, Dienstleute, Ehen, Erziehung, Ansiedelung, Gesetze, Gebräuche bei Geburt, Heirath, Tod und Begräbniß. —

2) Wirthschaftsgeschäfte oder Auskommen — Handthierungen, Land- und Gartenbau, Kunstgewerbe,

aa. Betreibungsart, Operationen und Werkzeuge;

bb. Stoffe und Materien;

cc. fertige Werke. —

3) Ergötzungen und Vergnügungen.

4) Geistesbildung:

aa. literarische Kultur;

bb. religiöse Kultur.

Dieses alles nun muß kritisch berich-

tigt dargestellt werden, wie es verschieden war an einerlei Ort, nach verschiedenen Zeiten, und an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit.

b. Pragmatische Archäologie. Da ist der Zweck umgekehrt, man studirt das Alterthum, theils um Kenntnisse von Menschen und Dingen zu erlangen, und vom Alterthum für die neuern Zeiten zu lernen, theils zur Bildung des Geschmacks. — Zu diesem Behuf sind Vergleichungen des Neuen mit dem Alten, Theorieen und reine Urtheile nöthig. — In drei Punkten vornehmlich verdient das Alterthum pragmatisch studirt zu werden:

1) in Hinsicht auf Staatsverfassung, Gesetzgebung, Polizeianordnungen, Finanz- und Kriegseinrichtungen, über welche schon viele vortreffliche Untersuchungen angestellt sind;

2) in Hinsicht auf Technologie und Gewerbe, wo noch sehr vieles zu thun ist; und

3) in Hinsicht auf schöne Kunst. Auch aus dem Privatleben der alten Völker können noch manche Punkte, z. B. die Erziehungskunst, lehrreich für uns bearbeitet werden.

Allgemeine Anmerkung.

Durch solche Ansichten wird das Studium des Alterthums veredelt, indem man aus dem Wust von Kleinigkeiten und deren Notizen, das Lehrreiche, Nützliche, Kuriöse aushebt, und nicht blos in Hinsicht auf die alten Schriften, sondern in Hinsicht auf Sachen und Menschen, studirt. — So hat sich unter andern das Studium der Antike zu einem schönen eignen Zweige der Archäologie erhoben, indem man jetzt die Denkmähler der Kunst, zum Behuf des Geschmacks und der Kunst studirt — seit Winkelmann — statt daß die Holländer sie sonst blos als Antiquität studirten.

4. Sprachkunde, zu deren Behuf der Philolog Literatur, Kritik und Archäologie braucht; so wie umgekehrt wieder die für sich als Zweck ausgearbeitete Sprachkunde zum Behuf jener Disciplinen dient. Diese Sprachkunde erfordert zuerst, daß der Stoff der Sprache, d. h. alle Ausdrücke nach Laut und Sinn und grammatischer Natur richtig aufgesammelt werde in ein Lexikon. Grundregel der Lexikographie, sowohl lebender als todter Sprachen ist, daß ein Wör-

terbuch vollständig sey, mithin alle Ausdrücke enthalte, und zwar richtig, nach Laut, Sinn und Natur. Also:

1. Es muß die Bedeutungen alle richtig angeben — erst den sensus proprius, dann die Nebenbedeutungen und figürlichen, auch von Wörtern, die sich in der andern Sprache nicht wieder wörtlich übersetzen lassen — und deren giebt es viele in jeder Sprache — den Sinn richtig entwickeln und durch Beispiele deutlich machen.

2. Es muß die Synonymik gehörig berücksichtigen, und sinnverwandte Wörter genau von einander unterscheiden.

3. Die Würde jedes Worts muß es bestimmen, ob es edel oder unedel, poetisch oder nur in Prosa gebräuchlich, ob es neugemacht oder veraltet sey.

4. Die Kunstwörter, wohin auch die verba propria gehören, bei der Jagd, Handwerken ꝛc. müssen in ihm nicht fehlen, und jeder technische oder besondre Gebrauch irgend eines andern Worts sorgfältig angemerkt seyn.

5. Es müssen die Idiotismen und Idiome nicht übergangen seyn. Idiome sind aber besondre, einer gewissen Sprache

ganz eigne Redensarten. Idiotismen sind Ausdrücke, die blos in gewissen Provinzen, aber nur vom gemeinen Volke gebraucht werden, oder genau genommen

a) Provinzialausdrücke, die vom Schriftdialekt verschieden sind;

b) Ausdrücke, die dem Sinne nach ganz etwas anderes bedeuten, als den Worten nach, z. B. Singt euch um die Ewigkeit.

6. Die Konstruktionsweise jedes Worts muß angegeben seyn.

Quellen der Lexikographie sind: bei todten Sprachen und bei lebenden Sprachen Schriften und der Redegebrauch. Etymologie hilft wenig, wegen der am Faden der Analogie des Lauts und Sinnes oft bis zur Unkenntlichkeit gehenden Veränderung. Doch ist sie nicht zu vernachlässigen. Alle obengedachten sechs Punkte müssen aus diesen Quellen erwiesen oder beglaubigt werden.

Ein vollkommnes Wörterbuch hat einen hohen Werth. Es ist ein Schatz, woran einer Nation viel gelegen ist; an einem vollkommnen Wörterbuche todter gelehrter Sprachen aber ist der ganzen kultivirten Welt gelegen. Es erfordert

aber auch Einsichten in alle Arten von Wissenschaften, Kenntniß von allen Gewerben, Künsten, Sitten, Einrichtungen, nächstdem große Belesenheit, endlich philosophischen Scharfsinn. —

Besondre Arten von Wörterbüchern sind:

1. Onomastica, worin die Wörter nach Hauptbegriffen geordnet sind.

2. Etymologica, welche die Stammwörter enthalten.

3. Idiotica, welche nur die Idiotismen verzeichnen.

4. Glossaria, zum Verständniß von Schriften und Urkunden gewisser Zeitalter, e. g. des Mittelalters, oder einzelner Autoren; —

Das zweite Fundament der Sprachkunde ist die Grammatik. Diese handelt vom Bau der Sprachen. Die größten Männer des Alterthums beschäftigen sich mit ihr, von der man sagen kann: Non tam praeclarum scire, quam turpe nescire. — Nach den griechischen Grammatiken — feine Erfindung! — sind die Grammatiken aller andern Sprachen gemodelt.

Die Grammatik enthält:

A. Partes orationis, oder die verschiedenen Arten von Wörtern; sie drücken aus

I. Dinge, propria, appellativa, abstracta, oder Pronomina, welche letztere die Substanzen nicht geradezu, sondern in Beziehung auf Gegenwart oder Abwesenheit oder andere äußere Relationen anzeigen. Dahin gehören die Untersuchungen über das genus der Wörter, worin sich die tiefste Logik offenbart.

II. Attributa, welche anzeigen das, was wir von den Dingen sagen, und zwar:

a. Adjectiva, welche den Dingen anhaftende Eigenschaften anzeigen.

b. Participia sind Adjectiva mit Zeit verbunden.

c. Verba drücken aus

1. Aeußerungen des Redenden, als: behaupten, befehlen, wünschen, entweder bestimmt oder sub hypothesi, welches der Konjunktiv ausdrückt;

2. Handlung;

3. Person;

4. Existenz;

5. Zeit.

Adverbium ist Bestimmung des Verbi.

III. Die Beziehungen und Verhältnisse werden theils

a) durch Flexionen, theils

b) durch Präpositionen ausgedrückt.

Die Konjunktionen aber drücken die Beziehungen zwischen Sätzen aus.

B. Flexionem nominum et verborum — declinationes et conjugationes — numeros, genera et casus. Hier wird bestimmt, was die Casus alles ausdrücken, z. B. der Genitivus.

C. Compositio, Syntaxis, wo gezeigt wird, in wiefern die Wortverbindung einer Sprache auf die allgemeinen logischen Regeln gegründet ist, und in wiefern sie von ihr abweicht.

Hauptmomente der Vergleichung der griechischen und römischen Sprache mit den meisten neuern europäischen, in grammatischer Hinsicht.

1. Die höchst abgezognen und feinen Verhältnißbegriffe, die durch die Casus ausgedrückt wurden, sind jetzt durch besondre Wörterchen bezeichnet. Die Menschen fingen mit Dekliniren an; als sie damit nicht auslangten, erfanden sie Präpositionen dazu. Nun fanden es die

Barbaren leichter, Präpositionen zu brauchen, als Deklinationen, leichter di Roma, á Roma, als Romae, Romam, Roma zu sagen.

2. Das Adjectivum, das im Englischen unveränderlich und im Deutschen doppelt, konkrescirt oder absolut ist (als: das Reich ist groß und das große Reich,) wird im Lateinischen und Griechischen als verbunden mit dem Nomen bestimmt deklinirt. Nicht so in einigen neuern Sprachen.

3. Die Griechen hatten beim Verbo mehr als 3 tempora, 4 modos — außer dem Infinitiv, der eigentlich eine bloße Idee, und daher als nomen brauchbar ist — 3 voces, nämlich Activum, Passivum und Medium. Daher kann der Lateiner und Grieche in einem Worte soviel ausdrücken, z. E. in dem Worte amavissem liegt 1. die Person: ich; 2. die Handlung; 3. Bejahung; 4. vergangene Zeit; 5. Bedingung.

Dagegen neuere Sprachen haben wenige Endigungen, wenig tempora. Personalworte und Hülfsverba dienen ihnen, alles auszudrücken durch Zusammensetzung, z. E. tu avesti amato, tu aurois aimé,

thou wouldst have loved. Sie haben kein eigenthümliches Passivum durch Flexion, sondern ihr Passivum wird durchs Participium und die Hülfswörter gebildet.

4. Präpositionen und Konjunktionen, die das Fundament alles Raisonnements ausmachen, das in Verbindung der Gedanken besteht, haben die Griechen überaus viele, neuere Sprachen weniger.

Nachtheile der neuern Sprachen:

1. Sie haben einen lästigen Ueberfluß an kleinen Wörtchen, die immer wiederkommen, und die Sprache langweilig und kraftlos machen; eben das geschieht durch die vielen Hülfszeitwörter. Die Stärke des Ausdrucks beruht auf Kürze.

2. Der Wohlklang geht verloren durch den Mangel an Verschiedenheit der Terminationen.

3. Die Stellung der Worte ist sehr begränzt, weil die Beziehung derselben nicht durch Endungen bestimmt ausgedrückt ist. — Die Wortstellung im Französischen ist sehr mechanisch, und das Englische erlaubt fast gar keinen Periodenbau.

Grammatik erfordert tiefe Bekanntschaft mit den Sprachen durch Lektüre und Umgang, — feinen Beobachtungsgeist in Wahrnehmung des Eigenthümlichen, großen Scharfsinn in Festsetzung und Bestimmung der Regeln und in ihren Ausnahmen. Die Richtigkeit aller grammatischen Behauptungen und Lehren muß bewiesen werden durch Belege aus dem Sprachgebrauch, durch Analogie, Etymologie und Euphonie.

Noch kann man zur Philologie rechnen, die mit Literatur, Kritik, Archäologie und Sprachkunde ausgerüstete Kunst, den Sinn eines Schriftstellers richtig zu fassen, und deutlich zu erklären, d. i. die Auslege- oder Interpretationskunst, Hermeneutik. Sie macht aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die das Verstehen hindern, und zeigt die sicherste und leichteste Methode, sie zu heben. Sie wird modifizirt nach Verschiedenheit des zu erklärenden Autors, oder Objekts. Ihr Zweck ist, alles zu denken, was, und so zu denken, wie, es der Autor gedacht hat. Grundsätze der Hermeneutik sind:

1. Verschiedene Sprachen entsprechen sich einander nicht in allen einzelnen Ausdrücken und deren Bedeutungen genau. Daher sey man nicht ängstlich, alles wörtlich zu übersetzen.

2. Man rechne nicht für Emphase, was blos Phrase ist, z. B. die Ausdrücke: des Todes sterben, geschrieben ins Herz, und ähnliche.

3. Die Bedeutung dunkler und vieldeutiger Ausdrücke — casus, fortuna, fatum, honestum, religio, sapiens, suche man nach der Verbindung, worin sie an jeder Stelle stehn, genau zu bestimmen.

4. Man unterscheide Sektensprache.

5. Man unterscheide figurirten Styl.

6. Man muß nicht verlangen, aus einem Autor deutliche Begriffe, bündige Raisonnements zu entwickeln, die er selbst nicht hatte, wie aus dem Aeschylus und dem Propheten Hesekiel. Man lernt diese Interpretationskunst am besten aus guten Ausgaben, aus den Vorlesungen guter Lehrer und durch eigne Uebung.

Specielle Uebersicht der Sprachen.

I. Orientalische Philologie.

Das Hebräische ist unentbehrlich für Theologie und wichtig für Geschichtsforschung und Sprachphilosophie, obgleich die von Bochart in seinem Phaleg und Canaan angefangene und von Fourmont in den Réflexions sur l'origine, l'histoire et la succession des anciens peuples, weiter getriebene Behauptung, und Bemühung, in den Namen von Völkern, Gegenden, Städten, Oertern noch Spuren des Hebräischen, und mithin Beweise ihrer Abstammung zu finden, fruchtlos ist, weil theils auf Etymologie gar nicht zu bauen ist*, theils ähnliche Laute sich in allen Sprachen auffinden lassen, ohne das Mindeste für Gemeinschaft zu beweisen. Die Sprache ist gewiß original, und ob es die älteste Sprache ist, ist keine Frage. Sie ist höchst arm, hat nicht über 500 Wurzelwörter, und faßt daher unter einem Ausdruck erstaunlich viel, und oft ganz entgegengesetzte Bedeutungen zusammen. Sie hat fast gar keine Partikeln, sehr viele Konjugationen, und flektirt vermittelst der Präfixen und Suf-

firen. Ihre Literatur ist ganz in der Bibel alten Testaments enthalten. Kritisch ist unendlich viel über die Sprache sowohl als die Archäologie des jüdischen Volks gearbeitet.

Die Sprachkunde selbst hat große Schwierigkeiten, auch nur den Sinn der Worte zu verstehn. Denn die Lexica beruhen auf bloßen Traditionen; die Rabbinen sind unwissend und sehr jung, und die Uebersetzungen, sowohl die Septuaginta, als andre, irren oft. Doch muß man alle diese Hülfsmittel benutzen. Das Beste aber ist Kenntniß der mit dem Hebräischen zusammenhängenden Mundarten, und die Benutzung der darin vorhandenen Uebersetzungen, als

1. Des Arabischen, einer sehr sinnlichen und lebhaften Sprache, welche besonders seit Schultens für das Studium des Hebräischen benutzt worden ist, obgleich man das Etymologisiren aus ihr auch übertrieben hat.

2. Des Syrischen.

3. Des Samaritanischen, welches mehr in Buchstaben, als in Worten vom Hebräischen verschieden ist.

4. Des Armenischen, das sehr stark abweichen soll.

5. Des Chaldäischen, welches gleichsam platt hebräisch ist.

6. Des Aethiopischen, welches jetzt in Abessynien gesprochen wird.

7. Des Palmyrenischen, das mit dem Syrischen einerlei ist, wie die Inschriften zeigen, unter welche die griechische Uebersetzung gesetzt ist.

8. Des Phönizischen, wovon Barthelemy das Alphabet entdeckt hat, und Swinton die Zahlzeichen und Inschriften auf Malta.

9. Des Koptischen oder Aegyptischen, welches zum Theil noch lebt. Denn noch jetzt wohnen in Aegypten etwa 30000 Familien Kopten, die aber nur von der Zeit der römischen Herrschaft her sind, und deren Sprache mit der griechischen vermengt ist; sie sind Christen, die sonst 82 Bischöfe mästeten, jetzt aber kaum eilfen Brod geben können.

II. Classische Philologie.

Die griechische Sprache ist die allerreichste, allerbestimmteste, allerbildsamste, allerwohlklingendste der Sprachen des

des Menschengeschlechts. Ihre Literatur ist die originellste, die reichhaltigste und ausgezeichneteste in allen Zweigen der redenden Kunst und des Wissens.

In ihrer Kritik, sowohl der höhern als Wortkritik, bleibt, ohngeachtet schon Beträchtliches geleistet ist, doch noch viel zu thun übrig. Die Archäologie ist mühselig und bis jetzt noch nicht im Ganzen zweckmäßig bearbeitet. Die Sprache selbst, die einer philosophischen Bearbeitung vorzüglich fähig ist, wird ihrer immer mehr theilhaftig. Von nicht zu berechnendem Vortheile wäre es gewesen, wenn sie die gelehrte Sprache Europa's geworden wäre.

Die römische Sprache ist bestimmt und gebildet, kräftig und wohlklingend im Ausdruck, doch steht sie der griechischen nach. Rom führte sie erst durch seine Legionen und Imperatoren, dann durch seine Mönche und Prälaten überall ein; daher ihre große Ausbreitung. Ihre Literatur ist zwar sehr reichhaltig in allen Fächern, aber doch weder originell, sondern von griechischen Mustern größtentheils abhängig, noch auch so naturgemäß zusammenhängend und ausge-

bildet wie die griechische. In Absicht auf Kritik, Archäologie, Lexikographie und Grammatik, ist man schon tief in das römische Alterthum eingedrungen, doch können einzelne Fächer, z. B. die Mythologie, noch tiefer erforscht, andre noch pragmatischer bearbeitet werden.

Werth des Studiums der Alten und Verschiedenheit der Zwecke dabei in Absicht:

1. **Auf den Inhalt.**

a. Unsre Religion, die gegründet ist auf Schriften aus alten Zeiten, welche nicht anders verstanden werden können, als wenn man sie im Geiste des Zeitalters liest, macht uns das Studium der Alten nöthig.

b. Verschiedene Theorien und Wissenschaften können nicht gehörig eingesehen und beurtheilt werden, wenn man nicht ihre Genesis und Bildung weiß, und diese kann man nur durch das Studium der Alten wissen.

c. Sie sind Lehrer und Meister in Menschenkenntniß, Welterfahrung, Philosophie des Lebens sowohl, als in spekulativen Raisonnements; vieler Sachkenntnisse nicht zu gedenken, nämlich der

Kenntnisse von Geschichte der Natur und der Menschen. Alles was von Gelehrsamkeit je gewesen ist, bei Römern und andern Nationen, selbst bei uns jetzt in Europa, verdankt man ursprünglich den Griechen, diesen Erfindern, Ausbildern und Vollendern fast aller Künste und Wissenschaften. Alle andern Nationen sind durch andre Völker kultivirt worden, und auf eine dem menschlichen Geiste nicht immer angemessene Weise. Zum Beispiel unter uns Deutschen fing die Kultur mit Metaphysik, Scholastik und Andacht und Heiligkeit an, und ist dann rückwärts zum Geschmack und zur Vernunft gegangen. Umgekehrt in Griechenland, fing, wie die Natur es mit Individuen macht, die Kultur mit Bildung der Phantasie, mit Gedichten, mit thätiger Menschentugend und Patriotismus, nicht mit himmlischem Leben auf Erden an. Sodann ging unsere Kultur durch die Sklaverei, den Zwang und die steilen Formen des Feudalismus; die griechische durch Feinheit und Liberalität. Ferner, uns wurde die Kultur aufgedrungen von außen; die Griechen bildeten sich selbst auf originale Art, so daß, wenn sie auch

die ersten Data von Phönizier und Aegyptern empfingen, alles bei ihnen eine andre Gestalt gewann. — Eigentlich kann kein Volk sich selbst bilden! —

2. Auf den Vortrag. Die Alten sind Muster der Methode und des Stils, in Absicht auf scharfes und regelmäßiges Denken, und in Absicht auf Anmuth und Geschmack. Die alten Griechen sind original, und nativ schön; denn ihre Dichter hatten os rotundum und eine so lebhafte als geregelte Phantasie; ihre Redner Geist und Leben; ihre Philosophen, eine gebildete Form des Vortrags, die erst dichterisch, dann dialogisch, seit Aristoteles Zeiten akroamatisch, und logisch strenge war. Ihre Mathematiker hatten eine klare synthetische Methode, doch Diophantus auch die analytische.

3. Auf Bildung des Geistes. Zur höhern Geistesbildung führt eine vertraute Kenntniß der vorzüglichsten Menschen aller Zeiten, und ihrer Werke, deren Einfluß man unvermerkt aufnimmt. Und besonders besteht die eigenthümliche Wirkung des Studiums der Alten in der Entäußerung alles Konventionellen in Hin-

sicht auf das Schöne, Gute, Wahre, in der Erweckung des Geistes, und der Erwerbung der Methode, dieß alles selbst durch eigne Thätigkeit einzusehen, statt daß bei uns alles verführt, das Schöne, Wahre und Gute, als etwas Konventionelles oder Positives zu betrachten. Durch die Alten haben alle großen Köpfe politischen Freiheitsgeist in sich erweckt, oder bewahrt, und Stärke zum Denken genährt. Das ist das Wesen der Aufklärung, daß man von religiöser und politischer Vormundschaft seinen Geist frei mache.

Drei Dinge sind den Griechen vor allen Asiaten und Afrikanern eigen: Werke des Geschmacks und der Kritik, der Mathematik, der Philosophie — methodischer und systematischer — und diese nach allgemeinem Geschmack und allgemeiner Vernunft, theoretisch sowohl als praktisch für Privatleben und Staatsverfassung bearbeitet. Aber Geschmack und Vernunft, theoretisch und praktisch, mache gerade das aus, was Humanität heißen kann, Eigenthum des Menschen vor allen Thieren! Daher die zur klassischen Philologie gehörenden Wissenschaften mit

Recht humaniora benannt werden. Als Studium der Humanität trieben Römer die griechische Literatur, und so bildeten sich die großen Männer gegen das Ende der römischen Republik. Diese und die großen Griechen von der Zeit des persischen Krieges an, bis auf den Untergang der Freiheit — Alexander den Großen — zusammen sind es, die wir unter den Alten verstehen. Schon Vellejus Paterculus macht die Anmerkung, daß die großen Männer immer gruppenweise erscheinen, indem er sagt — Lib. I. cap. 16. — Quis abunde mirari potest, quod eminentissima cujusque professionis ingenia in eandem formam et in idem artati temporis congruêre spatium. Und so erschienen auch wieder um das 15. Jahrhundert große Schriftsteller und Künstler in Italien, unter Ludwig XIV. in Frankreich und unter Anna in England.

Vergleich der Alten und Neuern.

Perrault in seinem Gedicht: siècle de Louis le Grand, gab Anlaß zu dem berühmten Streite über den Vorzug der Alten oder Neuern. Denn da er, um seine Tadler abzufertigen, die Parallèles des Anciens et Modernes (1688 in 4

Oktavbänden) herausgab, gerieth alles in Aufruhr. Perrault und La Motte stritten für die Neuern; Boileau und Madame Dacier für die Alten. Bald nahmen auch Engländer Parthei; Temple schrieb für die Alten, Swift satyrisirte über den Streit. — Unbegreiflich daß Menschen so rasend streiten konnten, ohne den rechten Punkt zu sehen. Das Faktum, daß die alten Klassiker, bei allen Mängeln, in dem Besitz des Lobes und der Bewunderung aller besten Köpfe, aus allen Zeiten sind, ist ein entscheidender Beweis, daß diese Klassiker an ächter Schönheit und Geist hervorragen. Denn in Sachen des Geschmacks kann sich das Menschengeschlecht nicht wie in Sachen der Wahrheit irren. Philosopheme im Aristoteles mögen unwahr, aber Darstellungen in der Iliade und Aeneide können nicht anders als schön seyn. Und nicht etwa Erziehungsvorurtheil hat den Klassikern ihren ausgebreiteten und tiefbegründeten Ruhm verschafft. Denn wodurch haben sie sich in Schulen und Akademien eingedrängt? Und doch schon zu Juvenals Zeiten waren Horaz und Virgil Schulbücher. Ihrer eignen Vortreff-

lichkeit ist das zuzuschreiben, denn in Hinsicht auf Vernunftwissenschaften ist den Alten eigen Originalität, Bestimmtheit, Kühnheit. Ihre Mathematiker sind erste Erfinder. So auch ihre Philosophen, ihre Dichter und Politiker. Und sie alle waren nicht etwa Philosophen, Mathematiker u. s. w. fürs Katheder, oder die Leipziger Messe, sondern unmittelbar fürs Leben. Darum eben sprechen sie uns auch so lebendig an, und zwingen zur Achtung. Hohe Achtung für die ersten Schriftsteller des Alterthums unterscheidet sich aber sehr von einer steifen Verachtung alles dessen, was nicht griechisch oder lateinisch ist. Die letztere ist Pedanterie!

Um indessen den Streit richtig zu beurtheilen, erwäge man folgendes. —

Zweierlei Wissenschaften können und müssen durch den Lauf der Zeit gewinnen:

1. die auf Beobachtung und Erfahrung beruhen. Hiezu gehören

a. Naturgeschichte und Beschreibung der Natur;

b. Menschengeschichte, Geographie, Länder- und Völkerkunde, Beschreibung

von Einrichtungen, Verfassungen, Sitten, Anstalten, Handlung und Gewerbe, Landbau und Literatur.

2. Die auf fortgesetzten Schlüssen, mathematischen und experimentativen beruhen. Hiezu gehört:

a. Mathematik, Naturlehre, Chemie und andre verwandte Wissenschaften;

b. Anthropologie, praktische Philosophie, Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Staatswirthschaft.

Also bleiben nur

a) Sachen des Geschmacks und der Künste;

b) Der Spekulation und

c) Der Pragmatik übrig, in welchen die Griechen und Römer schon weiter seyn konnten, als wir es sind. Aber auch in Sachen des Geschmacks und Geistes wollte Perrault den Neuern den Vorzug zusprechen, und eben darüber war der Streit; der Vergleichspunkt der Alten und Neuern war in die Werke des Geistes, Witzes und Geschmacks, in schöne Wissenschaften und Künste gesetzt. — Nun aber werden die Alten wohl von den Neuen übertroffen an Kenntnissen und Wissenschaften, sofern selbige von Er-

weiterung der Erfahrung — Experimenten und Beobachtungen — von Vermehrung des Stoffs historischer und politischer Art, auch sofern sie auf Fortschlüssen wie in der Mathematik beruhen, selbst in der Präcision des Raisonnements. Vielleicht eben so, was Werke des Geschmacks und Geistes betrifft, mögen die Neuern an Korrektheit und Delikatesse auch in der Dramatik, zum Beispiel in Mannigfaltigkeit der Charaktere, in Beibehaltung der Wahrscheinlichkeit, Schürzung des Knotens, Bewahrung des Dekorums, den Vorzug haben. — Aber wer sein Genie nähren, seinen Geschmack bilden will, lese die Klassiker. Man muß sich selbst bedauern, wenn man nicht viel Vorzüge an ihnen findet. Auch sieht man bei Nationen Geschmack und gute Komposition blühen oder fallen, je nachdem das Studium der Klassiker bei ihnen blüht oder erschlafft.

Ursachen des Vorzugs der Alten sind:

1. Sie schrieben oder studirten für ihre Nation, hatten die größte Ehre, die das Genie haben kann. Herodot las bei den olympischen Spielen seine Geschichte vor, und ward gekrönt. —

2. Höchste Kommunikation in Athen, wo alles redete.

3. Freiheit von Fesseln der Religion, der Politik, der Etikette und Konvention, — lauter Natur.

4. Die Gelehrsamkeit kostete ihnen mehr Arbeit; sie mußten reisen, sie pflogen Umgang mit den berühmtesten Priestern, Dichtern, Philosophen.

Es ist psychologisch unmöglich, daß es jetzt in Europa solche Redner und solche Dichter gebe, als das alte Griechenland hatte. Bei uns ist alles Schöne, Wahre, Gute konventionell oder gar positiv.

Aber da das Studium der alten Sprachen und Philologie so viel Zeit wegnimmt, die besser auf Realkenntnisse angewandt würden, so fragt sich:

1. Ob das Lesen der Alten nicht ganz entbehrt werden kann, vornehmlich in der Erziehung? — Zur Praxis wäre es unnöthig, aber Religion, Rechte, Philologie können es nicht entbehren.

2. Ob alles Wissenswürdige aus den Alten sich nicht in ein System bringen, und so leichter und kürzer fassen ließe? —

Nein, die Sachen sind nach den Zeiten und Autoren gar zu verschieden.

3. Ob man nicht durch Uebersetzungen das alles eben so gut benutzen könne? — Dazu müßten doch die Alten studirt werden Uebersetzungen, die zur Vervollkommnung der Sprache und Literatur eines Volkes dienen — weshalb mit Recht König Friedrich II. sie den Deutschen empfahl — erreichen in darstellenden Schriften nie, und in lehrenden selten, das Original. Sie sind entweder wörtlich, erklärend, oder genau. Keine zwei Sprachen entsprechen sich aber genau, wie schon bemerkt worden, weder in Ausdrücken noch in Wendungen, weder in Diktion noch in Komposition — Lieset man nun das Original, so findet man sich leichter in den Geist des Schriftstellers versetzt, als wenn man die Uebersetzung liest.

4. Ob es nicht besser wäre, todte Sprachen auf Basedows Art, durch Sprechen zu lernen? — Das ist zweckwidrig, denn man will ja nicht die Alten lesen, um Latein zu lernen, sondern die Lektüre der Alten ist Zweck, und zum Verständniß der Alten, um sich durch sie

Geist und Geschmack zu bilden, kann das Latein, dergleichen man durch Sprechen erlernen würde, nicht zureichen.

Es bleibt also dabei, wir müssen die klassischen Kenntnisse aus der Lektüre der Alten selbst, so zerstreut sie auch darin liegen, aufsammeln, und sie dann wieder zum Verständnisse der Alten anwenden.

Aber 1. welche Alten soll man lesen? — Es giebt mittelmäßige, es giebt auch ganz schlechte, die gleichwohl ihren grammatischen, historischen und philosophischen Nutzen haben können. Es kömmt bei der Wahl der Alten auf den Zweck an. — Bei allen den Zwecken bleibt aber immer die Regel: die Hauptschriftsteller müssen zuerst gelesen werden. Das sind unter den Römern: Cicero's rhetorische und philosophische Schriften, Livius, Sallustius, Tacitus, Plinius der Aeltere und Seneka, und unter den Dichtern Virgil, Horatius, Ovidius, Lukretius; unter den Griechen Plato, Xenophon, Aristoteles, Plutarch, Epiktet, Arrian, Thucydides, Herodot, Homer, Hesiod, Pindar, Sophokles, Euripides, Aeschylus, Aristophanes, Dionys von Halikarnaß; die Redner, die Alexandriner, Theokrit, Lucian.

2. Wie soll man sie lesen? — Eine lectio elementaris zum Behuf der Sprachkenntnisse — in welcher es auch mehrere Stufen giebt, je nachdem man tiefer in das Genie und die Feinheit der Sprache eindringen will — ist ganz verschieden von der Lektüre zur Bildung des Geschmacks und Geistes, da man den Autor lieset, um seine Gedanken, seine Beweise, seine ganze Komposition und Diktion, und seinen Geist zu fassen, wo man die Richtigkeit der Gedanken, und das Ganze der Ausführung prüft, so wie die Einkleidung und den Ausdruck der Gedanken.

Aber Hauptkautelen beim Lesen sind:

1. daß man gehörig vorbereitet sey;

2. daß man im Lesen mit Beharrlichkeit anhalte, damit durch Wohlgelingen das Gemüth ermuntert werde.

Selbst im Fall man der Sprache nicht mächtig ist, um die Originale selbst zu lesen, ist es doch besser, die Alten in guten Uebersetzungen zu studiren, als die Resultate van ihnen aus der dritten Hand zu empfangen. Alle jetzigen europäischen Sprachen haben wohl vornehmlich durch Uebersetzungen der Klassiker Bil-

dung erhalten. In Deutschland sind später, als in Frankreich und England, gute Uebersetzungen erschienen.

Neuere Philologie.

Es verbreitete sich von Rom aus durch Hierarchie und lateinische Schriften das Latein über ganz Europa, und namentlich in Deutschland. Durch Sprechen lernten die Kinder Latein, denn die ersten lateinischen Grammatiken sind lateinisch, so wie die griechischen griechisch geschrieben. Man lehrte

1. auf allen Universitäten lateinisch, bis Christ. Thomasius auf der Hallischen Universität deutsche Vorlesungen einführte, und in Holland und auf katholischen Universitäten werden sie noch lateinisch gehalten. Man predigte lateinisch, man schrieb die Akten lateinisch, wie einst die Republik Polen, und noch jetzt (zur Zeit, wo diese Vorlesungen gehalten wurden!) die Reichskanzelei, Ungarn und Siebenbürgen, ja man verfaßte alle Bücher lateinisch. Nur Bänkelsänger und Minnesänger dichteten für das große Publikum.

Dadurch sind nun die meisten europäischen Sprachen, die italienische, spanische, portugiesische, französische, meist auch die englische, die ihrer Natur nach empfänglich waren, durchs Latein bereichert zü werden, bereichert, und als unter den Medicäern in Italien, Carl V. in Spanien, Emanuel dem Großen in Portugall, Franz I. in Frankreich, und unter Elisabeth in England, Schriftsteller aufstanden, fanden sie eine aller Vermehrung empfängliche und durch Hof und Hauptstadt fixirte Sprache. Anders ging es den Deutschen.

Anmerk. 1. Die Literatur der neuern lebendigen Sprachen geht blos auf die in diesen neuern Sprachen verfaßten Werke des Geistes, mit Abzug der in todten Sprachen von neuern Gelehrten geschriebenen Schriften. Die italienische Literatur befaßt z. B. nicht alle Schriften der Italiener, sondern die italienische Sprache, wäre es auch in von Nicht-Italienern geschriebenen Schriften.

2. Die Kultur der heutigen Sprachen ist in dieser Ordnung geschehen: erst die Italienische — und die Provenzalen — dann das Spanische, das Französische, Eng-

Englische, Deutsche, Dänische, Schwedische, Polnische, Russische, Ungarische ꝛc.

Die deutsche Sprache ist orgiginal, ist überaus bildsam, aber durchaus unvermischbar. Ihre Bildsamkeit ist sehr groß:

a. In Zusammensetzung

1. Substantiv mit Substantiv, als Theeblüten, Blütenthee, Blumenfeld, Feldblumen, Kriegsfuhrwesen;

2. Substantiv mit Adjektiv, als Gemeingarten, Rothbart, Kohlkopf;

3. Substantiv mit Präpositionen, als Oberherr, Untersaß, Vorreiter;

4. Substantiv mit Verbis, als Stoßhammer, Schreibzeug, Nähnadel. Eben so der Adjektiven mit Verbis, Substantivis und Präpositionen, als arglistig, ruhmredig, redselig, schwindsüchtig, kauflustig, vorschnell, untersätzig.

b. In Ableitung, als Christenthum, Christenheit, Empfindlichkeit, Empfindsamkeit, Einkellern, Ueberflügeln.

Die Sprache hat keine Adverbia qualitativa, die von Adjectivis unterschieden wären. Auch hat sie Mangel an Partikeln und Participien, wodurch sie unbehülflich gemacht wird. Bis auf Luthern

gab es keinen Schriftdialekt, sondern sowohl Urkunden als Bücher verfertigte man in jeder Provinz nach dem Provinzialdialekt. Luthers in dem armen und schlechten obersächsischen Dialekt abgefaßte Bibelübersetzung und Schrift, und die darauf folgende Menge von deutschen Schriften aller Protestanten, die in Luthers Mundart schrieben,. mittlerweile das katholische Süddeutschland fast nichts deutsch schrieb, fixirten jenen Dialekt zur Schriftsprache. Das ist das sogenannte Hochdeutsch. Der 30jährige Krieg, der Mangel an einem glänzenden, geschmackvollem Hofe, an einer gemeinschaftlichen Hauptstadt, und der verkehrte Gang, daß nicht Dichter die Sprache zuerst bearbeiteten, sondern Theologen, machten, daß die Sprache zu keiner Festigkeit kam; und da man seit etwa 1700 in Schulen und Universitäten alles deutsch trieb, wurde das Deutsche aufs häßlichste mit französischen und lateinischen Brocken durchspickt, wovon jedoch die Schweiz frei blieb. Den Schweden ging's wie den Deutschen. Nähere Bekanntschaft mit der französischen — früher wurde die Italienische bearbeitet — und englischen Li-

teratur, und Sachsens Auguste halfen sie wiederum empor, und Gottsched führte den Purismus ein. Nach ihm ist, obgleich auf anderm Wege, als den er einschlug, durch Grammatiker, Kritiker, Dichter, Philosophen, Redner und Geschichtschreibee, die deutsche Sprache zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden, wiewohl nach Adelung ihr goldnes Zeitalter vorbei ist.

Was ist Hochdeutsch, oder the standart of language? — Nichts anders als der Redegebrauch der besten Schriftsteller.

Soviel ist gewiß, das Schriftdeutsch ist nun nach gerade fixirt, und der Niederdeutsche, Schweizer und Oberdeutsche muß seine Mundart verleugnen und schreiben wie Wieland.

Literatur. Man bildete sich durch Uebersetzungen aus klassischen alten und neuen Sprachen. Fast alle Fächer sind vorzüglich bearbeitet, und man schreibt jetzt fast nichts mehr Latein. Gegen 10,000 Mann stark ist dermalen das deutsche Schriftstellerheer, darunter aber eine Menge Sudler, Ausschreiber und Nachahmer. Durch Büchermessen, welche

Deutschland allein von allen Ländern Europa's hat, gelehrte Journale und Zeitungen, wird Gutem und Schlechtem in der Literatur Vorschub gethan.

Die Sprachkunde hat mehrere vortreffliche, kritische, grammatische, lexikographische Werke aufzuweisen, und ist durch gesundes Studium der Forscher in vielen Punkten auf sichre philosophische Regeln gebracht worden, aber auch der Verunstaltung in Orthographie, Diktion und Syntax durch ignorante Neuerungssucht mehr als eine neueuropäische Sprache unterworfen.

Das Französische erhielt von den Griechen schon sehr frühe Bildung in Marseille; dann seit Cäsar unter den Imperatoren. Vom ersten bis fünften Jahrhunderte galt die lateinische Sprache, bis etwa 420 die Franken das Land einnahmen. Nachgehends blieb zwar das Deutsche Hofsprache — denn Karl der Große selbst inchoavit grammaticam patrii sermonis, sagt Eginhardt, und noch Karl der Kahle beschwor 842 den Bund mit seinem Bruder Ludwig dem Deutschen, deutsch. Aber wie immer so mußten auch hier die barbarischen Eroberer

am Ende doch eine Sprache annehmen, die, so wie die französische Nation, aus dem Celtischen, Römischen und Deutschen gemischt ist. — Franz I., père des lettres, stellte die Pariser Universität her, setzte 1539 Sprachlehrer an, und berief Gelehrte. — Richelieu und Ludwig XIV schickten an alle Höfe Sprachmeister, ihr Zeitalter war fruchtbar für die französische Literatur und Sprache, und deren Ausbreitung durch ganz Europa. Denn so wie im Politischen ein Hof das Uebergewicht bekömmt, wird er auch Muster im Sittlichen und Schönen. Die Sprache wurde klassisch durch eine Menge Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Miscellanschriftsteller. Was heut zu Tage gefallen soll, muß in der Sprache dieser Schriftsteller verfaßt seyn. — Hier wäre also wirklich ein goldnes Zeitalter. Allein auch die Folgezeit, noch das 18. Jahrhundert, hat vorzügliche Autoren in Frankreich hervorgebracht, einen Voltaire — Montesquieu — die Encyklopädisten — deren Werk ein großes, und für die französische Literatur und Freiheit wichtiges Unternehmen ist, und deren Häupter Diderot und D'Alembert

waren — einen Raynal — und die Feuerköpfe Rousseau und Mirabeau; und zuletzt die Revolution mußte nothwendig auf die Sprache den tiefsten Einfluß haben, und hat ihn schon gehabt.

Die englische Sprache ist, wie das Volk, gemischt, in ihrem Bau die allereinfachste — aber empfänglich aller erdenklichen Vermehrung aus andern Sprachen. Sie wurde früh durch Dichter gebildet, dann, geregelt durch Uebersetzungen der Klassiker, fand sie ihr gleichsam goldnes Zeitalter unter der Königin Anna, da Swift, Addison, Steele, Locke, Pope schrieben, denen späterhin andre große Männer folgten.

In ihrer Literatur ist am glänzendsten, neben der Dichtkunst, welche wahre Originalgenies aufstellt, Philosophie, Politik und Geschichte besetzt. In Deutschland breitete sich englische Literatur aus, seit das Haus Hannover in England thront.

Das Italienische ist singbar, harmonisch, ganz fixirt, und beinahe keiner Vermehrung oder Erweiterung empfänglich. Die erste Kultur empfing es durch Dante Alighieri, dann durch Petrarka,

Ariost, Tasso Guarrini, und andre. Das goldne Zeitalter der Sprache war das 14. und 15. Jahrhundert. Ihr Schriftdialekt ist der Toskanische.

Sie hat das erste Nationallexikon einer europäischen Sprache aufzuweisen, das Dizzionario dell' Academia della Crusca zu Florenz, an welchem die Akademie 40 Jahre lang gearbeitet hat, das aber hernach von dem französischen weit übertroffen ist.

Die spanische Sprache ist römisch, durch Schwaben und Gothen mit Artikeln und Auxiliaren versehen, und stark mit Arabischem vermischt. Zur Zeit des Nationalflors hatte sie gute Geschichtschreiber und Dichter.

Das Portugiesische hat den einzigen erheblichen Autor Luiz Cimoens, der die Eroberung Asiens durch die Portugiesen besungen hat, und einige Juristen, aufzuweisen.

Die Holländische Literatur ist dadurch, daß alle guten Köpfe entweder lateinisch oder französisch schreiben, und daß die Dordrechter Synodalschlüsse alle Aufklärung in religiösen Dingen zurückhalten, sehr unangebaut. Man übersetzt viel

deutsche und darunter auch sehr schlechte Bücher. Dagegen hat Holland von Seiten seiner Rechtslehrer, Philologen und Naturkundigen unsterbliche Verdienste um Wissenschaften.

Die Dänische Literatur. Holberg schrieb zuerst schön und allgemein-interessant, war auch der erste Autor, den man aus dem Dänischen zu übersetzen der Mühe werth hielt. Ein zweiter Holberg ist der Kammerherr Suhm, der durch eigne Schriften sowohl, als durch Aufmunterung und Freigebigkeit in Unterstützung guter Köpfe, seine vaterländische Literatur zu heben suchte. Von neuern Dichtern zeichnen sich noch Ewald und Baggesen aus; von Historikern Gramm und andre, deren zum Theil meisterhafte Aufsätze man übersetzt findet in Heinze Uebersetzung der historischen Aufsätze aus den Schriften der Akademie der Wissenschaften zu Koppenhagen.

Die Isländische Literatur, so klein sie ist, so ist sie für nordische Geschichte und Mythologie (Edda) doch interessant.

Das Schwedische. Seit der Stiftung der Akademie der Wissenschaften ist

erst die sonst ganz mit französischen und lateinischen Phrasen verunstaltete schwedische Sprache gereinigt. Sie hat keinen großen Dichter und Redner, aber sie hat gute Historiker und vorzügliche Naturforscher aufzuweisen.

Die Holländische, Dänische, Schwedische National-Literatur kann sich nicht heben:

1. weil die Schriftsteller eine gar zu kleine Lesewelt, also auch schlechtes Honorar finden, und

2. weil in allen dreien religiöse Aufklärung durch symbolische Bücher gesperrt ist.

Das Polnische. Im Lateinischen haben die Polen Nationaldichter und Geschichtschreiber, die nicht schlecht sind; in der Nationalsprache scheint erst neuerdings durch Adam Naruszewitz und den Bischof Krasicki ein guter Anfang gemacht zu seyn. Man behilft sich mit Uebersetzungen aus dem Deutschen ꝛc. Die Lesewelt ist sehr klein.

Das Russische. An russischen Originalschriften — wenn man die Kirchenbücher ausnimmt — wird man nicht bis

1000 zählen können. Die Bibliothek der Petersburger Akademie der Wissenschaften enthält höchstens 3000 Bände in russischer Sprache, und davon sind die meisten bloße Uebersetzungen zum Theil von Kindern gemacht, und nicht einmal aus der Ursprache, sondern wie z. E. Pamela aus dem Französischen, Klinkers Reisen aus dem Deutschen. Schriftstellerei bringt weder Ehre noch Gewinn. Alle Journale gerathen in Stecken, auch der auf kaiserlichen Befehl unternommenen Uebersetzung von Buffon wird es nicht besser gehn. — Es liegt zum Theil auch gewiß daran, weil die gottesdienstliche Sprache nicht die griechische, sondern die slavonische ist.

Asiatische Literatur.

Das Türkische ist der gebildetste Dialekt des Tartarischen.

Das jetzige Persische, sagt Richardson, ist nach Abzug von $\frac{2}{3}$ Arabisch, altpersisch.

Das Sinesische ist noch wenig verstanden und erklärt. Siegfried Bayers

Museum Sinicum, und dessen großes Wörterbuch sind auf der hiesigen Stadtbibliothek. Eine Menge chinesischer Bücher sind auf der königlichen Bibliothek in Paris. Desguignes will sie verstehen, und niemand kann es ihm abstreiten.

Ostindische Literatur hat großes Interesse an sich selbst und in historischer Rücksicht. Durch die Engländer fängt sie an aufgeklärt zu werden. Die ostindische Kompagnie erlaubt keinem jungen Mann in ihre Dienste zu treten, und nach Indien zu gehn, der nicht die ostindische lingua franca, arabisch und persisch gelernt hat. Großes Verdienst hat sich die Asiatic society zu Calcutta und ihr Präsident, der gelehrte Jones, schon erworben.

Nordamerika liefert herrliche Werke in englischer Sprache, z. E. Franklin, und die Kolonie in Neusüdwallis — Jacsonsbay — verspricht für die Zukunft viel.

Das spanische und portugiesische Amerika dagegen liefert fast gar keine Schriftsteller. Dieß ist nicht zu

verwundern, da ja auch die Mutterländer deren wenig genug haben. Die Inquisition und Censur sind Hauptursachen davon.

Encyklopädische Ansicht

der

Künste und schönen Wissenschaften.

Von den Künsten überhaupt.

Kunst, subjektive, ist die durch Uebung erlangte Fertigkeit, etwas Zweckmäßiges zu thun oder zu machen; objektive ist es die Theorie, oder der Inbegriff der Regeln und Kenntnisse, welche nöthig sind, um etwas Zweckmäßiges zu thun oder zu machen. Kunst im Gegensatz gegen Natur ist das, was absichtlich und freiwillig hervorgebracht wird. Im Gegensatz gegen Wissenschaft heißt Kunst eine Geschicklichkeit, d. h. Leichtigkeit und Fertigkeit etwas hervorzubringen; da Wissenschaft aufs Erkennen geht, geht Kunst aufs Thun oder Machen, und selbst die Theorie der Kunst hat mehr das Praktische zum Gegenstande.

Die Künste sind

1. hervorbringende, machende, die wirkliche Sachen verfertigen, wie Malerei, Skulptur-, Drechsler- und Klempnerkunst, oder

2. verrichtende, thuende, die blos vorübergehende Handlungen leisten, wie Tonkunst, Tanzkunst, Kriegs-, Steuermanns-, Reit-, Schauspielkunst.

Noch unterscheidet man von Kunst, theils die gemeinen Handarbeiten und Dienste, — die gleichwohl darum nicht weniger Künste bleiben — wie Fuhrmannskunst, Teichgräberarbeit &c. theils die Handthierungen, wie Brauen, Brennen, Spinnen, theils die Handwerke, welchen man den Namen von Künsten giebt, die eben nicht besondre Nebenkenntnisse, oder vorzügliche Talente, oder beträchtlichen Verlag erfordern. Das Zunftwesen hat hier viel Willkührliches eingeführt. —

Fabrikenmäßig wird ein jedes hervorbringendes Kunstgewerbe betrieben,

1. wenn es nicht sowohl Waaren für den unmittelbaren Verbraucher, als Kaufmannsgut für den Zwischenhändler oder für Magazin und Boden liefert;

2. wenn

2. wenn von einem Unternehmer, er sey eine physische oder mystische Person, die Verfertigung von Kaufmannsgut veranstaltet wird, entweder dadurch, daß er mehrere Kunstfleißige, die übrigens unabhängig für sich arbeiten, mit Materialien und Bezahlung versieht, oder daß er sie in einem Werkhause zusammenarbeiten läßt. Manufaktur heißt eine Fabrik, die in Fadenstoffen arbeitet.

Gewerbe heißt ein Geschäft, Arbeit, Dienst, Handthierung, Kunst — in so fern es in der Absicht getrieben wird, um von andern damit etwas zu verdienen; wohin also nicht gehört,

a) was man für sich selbst, oder

b) was man aus Gefälligkeit umsonst für andre thut, oder macht.

Die letzte Eintheilung der Künste ist:

1. in mechanische, und

2. schöne oder freie, oder ästhetische.

Die letztern haben zum Zweck: Befriedigung des Geschmacks oder ein allgemeingültiges Wohlgefallen, verschieden vom Genießbaren oder Nützlichen. Die erstern und zwar die machenden, von denen hier allein die

Rede ist, beschäftigen sich mit Hervorbringung, und mit Verarbeitung der Naturerzeugnisse zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse aller Art.

Eintheilung der Kunstgewerbe.

A. Zur Produktion — genetische Künste — gehören:

1. Erlangung der Mineralien d. i. unorganischen Stoffe — Bergbau, bis Torf- und Lehmgräberei.

2. Erlangung der organischen rohen Naturalien, z. E. wilde Fischerei, Jägerei aller Art, Benutzung der Gehölze und Gewächse;

3. Thierzucht aller Art;

4. Gewächsbau aller Art, im Kleinen und Großen, in Gärten und Feldern, zusammen Landwirthschaft. —

B. Zur Fabrikation gehört die Verarbeitung der Naturalien durch Hülfe chemischer und mechanischer Kräfte und Mittel; — Oben ward das Mechanische dem Aesthetischen, hier wird es dem Chemischen entgegengesetzt, — wogegen die Landwirthschaft mit organischen Kräften im Gewächs- und Thierreich vornehmlich zu thun hat.

Von jedem dieser Gewerbe muß man wissen, wenn man es kennen soll, folgende 4 Stücke, die mehr oder weniger bei jedem vorkommen:

1. Die Materialien sowohl als Zuthaten oder Zubehör — materia technologica vel oeconomica — sammt den besondern guten und fehlerhaften Eigenschaften, die sie nach ihren verschiednen Handlungsnamen haben, und den Ursachen, wovon solche Eigenschaften herrühren; wiefern also von diesen Stoffen und Zuthaten sich eine für die andre substituiren läßt, oder durch gewisse Mittel verbesserlich ist, oder nicht.

2. Die Werkzeuge und Geräthe aller Art — Werkstatt — und die guten und nachtheiligen Einrichtungen, sammt den Ursachen und Hülfsmitteln dagegen; dahin gehören auch die Arbeiter ihrer Anzahl und Geschicklichkeit nach.

3. Die Operationen nach Zeit, Maaß, Ordnung, so daß man das ganze Verfahren, wie aus dem rohen Stoff die fertige Waare wird, stufenweise jenen Bestimmungen nach kenne, sammt den guten und schlechten Folgen, die jede Verschiedenheit der Operation nach sich zieht, in

Absicht auf Aufwand — an Geld, Kraft, Zeit — sowohl als in Absicht auf Güte der Waaren.

4. Die Waaren oder fertigen Sachen nach ihren mancherlei Tugenden und Fehlern, sammt deren Ursachen, die natürlich liegen müssen, entweder in den Materialien, oder Zuthaten, oder in den Geräthen, oder den Operationen.

Bei allen diesen Punkten ist die Terminologie der Gewerbe unentbehrlich. Vornehmlich aber gehört auch noch zur vollständigen Kenntniß des allen:

1. Eine historische, aber pragmatische Kenntniß der Gewerbe; wie sie nach den angeführten 4 Punkten bei den berühmtesten Völkern am glücklichsten getrieben werden;

2. eine hinlängliche Vorkenntniß von Naturgeschichte, von Chemie, von Mathematik und Naturlehre.

Die **produktiven Gewerbe** pflegen jedes besonders unter seinem Namen behandelt zu werden, und so hat man eine Landwirthschafts-, Garten-, Forst- und Jagdkunde.

Die **formirenden Gewerbe** außerdem, daß man sie einzeln bearbeitet,

hat man auch zusammengefaßt, unter dem Namen Technologie. Diese ist also die Wissenschaft, welche die Verarbeitung der rohen Materialien lehrt, und zwar wissenschaftlich aus Erfahrung und Gründen, wodurch sie sich denn eben von der in Werkstätten üblichen Lehrart, wo alles durch Absehn und Nachmachen, — Routine, Schlendrian — erlernt werden soll, unterscheidet.

Zur faßlichen Uebersicht wäre wohl eine schickliche Klassificirung aller, oder wenigstens der meisten, Kunstgewerbe zu wünschen. Man hat dergleichen versucht

1. nach den Materialien, wie Arbeiten in Stein, Metall, Erdarten, Holz :c.

2. nach dem Gebrauch, zur Nahrung, Wohnung, Kleidung, Schmuck :c.

3. nach den Gerechtsamen, oder der Verfassung der Kunstarbeiter, sofern sie zu Zünften und Aemtern gehören — welche sind

a. geschenkte,

b. gesperrte,

c. geschloßne oder nicht — und sofern sie unzünftig sind. Aber bei Klassificirung erster und zweiter Art kommen höchst verschiedene Gewerbe zusammen, und sehr

ähnliche werden dagegen aus einander gerissen, und die dritte ist ganz willkührlich. — Die beste Anordnung wäre vielleicht

1. nach den Bereitungsarten, dann

2. die Unterabtheilungen nach den Stoffen und Waaren, und

3. bei den weitern Eintheilungen, die einfachen Kunstgewerbe zuerst, und die künstlichen zuletzt, also:

I. Chemische Arbeiten.

1. Gährungen, geistige, saure, faule, Bier-, Wein-, Essigbereitung; Destillirung, — Lederbearbeitung;

2. Salzbereitungen, auch Pottasche, Vitriol, Alaun, Zucker, Bleichereien, Seifensiedereien, Beitzen;

3. Extraktbereitungen, Stärke, Waid, Indigo, Lackmus, Tusch, Karmin; Anwendung von 2 und 3 auf Färbereien;

4. Phlogurgie, darunter Backen, Brennen oder Glühen, Sublimiren, Schmelzen, Glaschemie, Metallurgie.

II. Mechanische.

1. Handbereitungen.

a. Fadenstoffe,

b. weiche Flachstoffe, als Papier, Zeug, Leder;

c. harte Stoffe, als Holz, Horn, Knochen, Stein, Metall, Glas

α. schneiden,

β. drehen,

γ. zusammensetzen.

2. Maschinenbereitungen, Mühlenwerke, zum Hammern, Zermalmen, Drechseln, Schneiden, Drathziehn.

III. Chemisch-Mechanische.

1. Mit flüssigen Materien, Druckereien, Malereien;

2. mit naßweichen Stoffen, Plastik;

3. mit Metallen, Glas-, Schmiede-, Blech- und Dratharbeiten.

Von den schönen Künsten und schönen Wissenschaften insbesondere.

Ihr Hauptzweck ist Schönheit der Darstellung. Aber so wie die Natur durch ihre Schönheiten uns zur Empfindsamkeit bilden, und dadurch zur Thätigkeit bringen wollte, so sollen auch die

schönen Künste und Wissenschaften nicht blos vergnügen, sondern durch ihre Werke alle Gemüthskräfte üben und bilden, Geselligkeit befördern, Wahrheit und Tugend gefällig und eindringlich machen. Immer aber bleibt Schönheit, und das dadurch bewirkte Wohlgefallen, der unmittelbare Zweck, der bei geringern Kunstwerken auch fast der einzige ist. — Die Lehre von den schönen Künsten und Wissenschaften zerfällt in zwei Theile.

1. Aesthetik, d. i. Philosophie des Schönen, oder Theorie von der Natur, und den Ursachen des Schönen überhaupt;

2. Theorie der einzelnen schönen Künste und Wissenschaften.

---

1. Aesthetik.

Sie betrachtet das Schöne

1. subjektiv, indem sie die verschiedenen Quellen, Bestandtheile und Arten des Schönen und Erhabenen sowohl, als die Gemüthskräfte, die zur Beurtheilung und Hervorbringung des Schönen gehören, darlegt.

2. objektiv, indem sie die Eigenschaften schöner Werke sammt ihren Fehlern und Tugenden und den Mitteln, Regeln und Grundsätzen derselben angiebt: also betrachtet sie das Schöne, wiefern es wahrgenommen und dargestellt wird.

Dazu kommt eine Uebersicht und allgemeine Vergleichung der verschiedenen schönen Künste und Wissenschaften nach ihrem Charakter, Umfang und Zweck. Ihr erster Theil handelt:

A. vom Geschmack,
B. von ästhetischer Kritik,
C. vom Genie.

A. Es giebt Urtheile über Schönheit und Erhabenheit, die objektiv und allgemeingültig sind, so gut wie Urtheile über Wahrheit und Sittlichkeit. Das Vermögen, das Schöne mit dem gehörigen Grade des Wohlgefallens zu empfinden, und darüber Gründe angeben zu können, oder kurz, das Vermögen, das Schöne richtig zu beurtheilen, heißt Geschmack. Er ist, soweit sich das Schöne analysiren läßt, Empfindung mit Urtheilskraft verbunden. Er ist das Band zwi-

schen Sinnlichkeit und Verstand, ohne eines von beiden selbst zu seyn, und er vereinigt das Interesse aller Seelenkräfte, der Phantasie, des Witzes, des Gefühls, des Herzens und des Verstandes. — Die Bildung des Geschmacks ist wichtig, nicht nur

a) für Künstler oder Liebhaber und jeden Menschen, um das Schöne gehörig zu würdigen und zu empfinden, sondern auch

b) in sofern ein gebildeter Geschmack, d. i. ein richtiges Gefühl für Ordnung, Schönheit, Uebereinstimmung, und folglich ein Mißfallen an allem Schlechten, Häßlichen, Unordentlichen, die Vernunft und die Sittlichkeit vervollkommnet. — Wir betrachten am Geschmack

1. seine Natur,

2. Verbesserung,

3. Vollkommenheit, und

4. die dabei statt habenden Abwechselungen und Richtmaaße.

1. Natur des Geschmacks. Er ist nicht einerlei mit dem Vermögen, die Wahrheit und die Mittel zum Zweck zu finden; also das Wahre und das Nützliche ist verschieden vom Schönen. Auch

ist das, was recht und gut ist, mit dem Schönen nicht einerlei, sonach unterscheidet sich auch der Geschmack von dem Vermögen der sittlichen Billigung. Endlich ist der Geschmack nicht einerlei mit dem thierischen Gefühlsvermögen, wodurch wir das Angenehme empfinden. Das vom Annehmen, vom Sittlichen, vom Nützlichen und vom Wahren verschiedene Schöne, soviel Veränderungen es auch dem Grade und der Art nach zuläßt, schließt immer in sich

a. etwas Sinnliches,

b. etwas Geistiges,

sofern beides objektiv oder gemeingültig ist, und der Geschmack, oder das Vermögen zu fühlen und zu beurtheilen, besteht demnach aus einer Zusammenstimmung des Verstandes und des Gefühls.

Das aus Sinnlichem und Geistigem zusammengesetzte Schöne, d. i. was dem Geschmacke gefällt — absit circulus in definiendo — ist nun theils von süßer, holder, sanfter, lieblicher und anmuthiger, theils von herber, großer, starker, erhabner und feierlicher Art, je nachdem es, wie Burke darthut, mehr auf den Lebenstrieb

oder auf den Erhaltungstrieb wirkt. — Schön ist, was, indem es eine angenehme innere oder äußere Empfindung hervorbringt, zugleich den Geist beschäftigt, durch Erregung von Gefühlen — Affekten, Gesinnungen, Strebungen — oder durch Erzeugung von Erkenntnissen, oder durch beides, zumal wenn die Phantasie dabei in selbstthätiges Spiel gesetzt wird. — Kant sagt: Das durch das Vorstellen selbst, ohne Rücksicht auf den Inhalt der Vorstellungen erweckte, specifisch eigne geistige Lebensgefühl sey das ästhetische oder Geschmacks-Gefühl; denn das Vorstellen an sich sey angenehm, wenn Vorstellungen, wären sie auch dem Inhalte nach noch so gleichgültig, mit Lebhaftigkeit und Stärke frei und schnell wechseln. — Sofern bei dem Spiele des Vorstellens der Inhalt der Vorstellungen für sich selbst irgendwie angenehm, oder unangenehm ist, so ist das Gefühl nicht mehr ein reines, uninteressirtes, sondern ein gemischtes, interessirtes Geschmacksgefühl, wobei sich zeigt, daß

a. das Vergnügen am Inhalt und das Vergnügen, welches von dem Spiel

der aufgeregten Erkenntnißkräfte herrührt, einander erhalten und erhöhen, und daß,

b. wenn auch das erstere verschwindet, doch das letztere fortdauern kann.

Es giebt 3 Arten des Spiels der Vorstellungen, die durch ihren Inhalt Interesse gewähren, denen aber auch durch das bloße Spiel des Vorstellens etwas Aesthetisches beigemischt ist:

1. Das Spiel der äußern Empfindungen, der Farbe, Bewegungen, Töne.

2. Das Spiel der innern Empfindungen, die mittelst Vorstellungen erweckt werden, wie im Kartenspiel, Schauspiel;

3. Das Spiel der Gedanken, die freie Folge von Gedanken, die auch für das Subjekt Interesse haben, wie das Lächerliche, Naive.

Es kommt bei dem Aesthetischen an

1. auf Stoff,

2. auf Form oder Anordnung,

3. auf Ausdruck.

Vielleicht kann man gar an dem Inhalt sowohl, als am Ausdruck, Form und Stoff unterscheiden. In aller Absicht muß jeder Verfertiger eines Geschmacks-Werks sorgen

1. für **negative Schönheit** in Absicht des Inhalts sowohl als des Ausdrucks. Sie besteht in Entfernung alles Fehlerhaften, Schwülstigen, Frostigen, Läppischen, Gesuchten, Steifen, Trocknen. Zierlichkeit ist wie Reinlichkeit dem Putz entgegen; mit dem Zierrath verhält es sich anders; dieser kann oft übel angebrachter Putz seyn.

2. für **positive Schönheit**; diese besteht in Klarheit, Faßlichkeit, Lebhaftigkeit.

Der **Stoff** des Aesthetischen wird genommen theils

1. **aus den Gegenständen unserer Sinne**;

2. theils **aus den Gegenständen unseres Gefühlvermögens**;

3. theils **aus der Phantasie**, und er muß neu, reich, mannigfaltig, und wahr seyn. Was den Stoff erster Art betrifft, so lassen nur

1. Ohr und Auge bei Vorstellungen, die sie unserer Seele zuführen, ihr zugleich freie Selbstbeschäftigung. — Die reinen Perceptionen des Ohrs und Auges an sich können zwar nur eigentlich angenehm, und zwar von der **anmu-**

thigen, reizenden, oder von der auffallenden, starken Art seyn, aber gleichwohl kann auch der Geist dabei ein Analogon vom Schönen und Erhabenen empfinden, wie Nachtigallenschlag, Donnerschläge — junges Grün der Auen, milde Erleuchtung, oder eine brennende Stadt, oder ein Vulkan — das Rieseln eines Bachs und der Sturz eines Niagara — Gestalten, Bewegungen, als Schwalbenflug, Spiel der Flammen, und dagegen Anblick des Oceans, von gewaltigen Höhen oder Tiefen, von unabsehlichen Ebenen, Wüsten, — dicke Dunkelheit, todtes Schweigen, Einsamkeit. — Man unterscheide sorgfältig die sinnlichen Perceptionen selbst, und die dazu tretenden vergesellschafteten Phantasmen und Gefühle.

2) Innere Gefühle gewähren Stoff dem Aesthetischen, und zwar

a. Leidenschaftliche, theils auf Selbstliebe, theils auf Sympathie sich beziehende, beides physisch sowohl als sittlich;

α. von der rührenden, sanften, zärtlichen Art, die zu Liebe und Achtung gehören,

β. von der furchtbaren, heftigen, tragischen Art — das Pathetische genannt — wiewohl auch das Rührende zu einem hohen Grade der Stärke steigen kann;

γ. fröhliche, leichte, flüchtige Empfindungen.

Ueberhaupt gehören hieher alle Gefühle anderer, sofern sie unsere Sympathie und unsern Trieb nach Geistesunterhaltung beschäftigen, da denn selbst die unangenehmen Empfindungen der handelnden Personen angenehm von uns durch das Medium der Phantasie und der Sympathie gefühlt werden, z. B. Getümmel der Schlacht, Noth eines Seesturms, Kampf um Freiheit und Recht.

b. Sittliche, betreffend die Denkart, Gesinnung und Handlungsweise moralischer Wesen, sofern dabei keine merklich starken Leidenschaften sich äußern. Das Sittliche erweckt mehr Gedanken, als Empfindung, statt daß es sich mit dem Leidenschaftlichen umgekehrt verhält. Auch dieß ist theils von der edeln Art, theils von der erhabenen, so wie das Gegentheil theils von der verächtlichen

chen Art, theils von der abscheulichen und sträflichen. Zu eben dem Sittlichen gehörig, oder auch

3) von der Phantasie erzeugt ist

a. das Lächerliche; Klassen davon: Parodie, das Poßierliche — Sancho Pansa — Scherz, Spott, Ironie, das Naive —

b. das Feierliche, was bewundernde Erwartung rege macht, das Prächtige, was Reichthum mit Größe in einem Gegenstande enthält.

Aller ästhetische Stoff, sofern er lebhaften Eindruck machen und die Aufmerksamkeit beschäftigen soll, muß Neuheit haben, denn dadurch belebt er das Gemüth, und erweckt durch die Verknüpfung mit andern Ideen, Erwartungen und Spiele von andern Vorstellungen. Gänzlich unbekannt aber darf es nicht seyn, sondern muß sich an schon bekannte Ideen anschließen, um Wirkung zu thun. Neu kann seyn entweder der Gegenstand selbst, oder die Vortragsart. Das Ueberraschende, welches im Neuen nur dann liegt, wenn es unerwartet ist, und welches trefflich dazu dient, die Aufmerksamkeit zu spannen, muß man mit

Beurtheilung brauchen, denn man will nicht immer überrascht seyn. Das Wunderbare ist

a) das Neue und Unerwartete, sofern es außerordentlich, der Art oder dem Grade nach, unbegreiflich ist, ohne gleichwohl unwahrscheinlich zu seyn, und über welches wir uns verwundern. Verwunderung ist ein Affekt aus der Vorstellung der Neuheit, die die Erwartung übertrifft. Sie ist ein Anstoß des Gemüths an der Unvereinbarkeit einer Vorstellung und der durch sie gegebnen Regel, mit den schon im Gemüthe liegenden Principien, wobei also ein Zweifel entsteht, ob man auch recht gesehn und geurtheilt habe. Bewunderung ist eine immer wiederkommende Verwunderung, ohngeachtet der Verschwindung jenes Zweifels: sie hört also mit dem Verlust der Neuheit nicht auf. Staunen ist ein höherer Grad der Verwunderung. Das Wunderbare

b) im engern Sinne ist das in Erdichtungen, und

c) im engsten Sinne, das in Erdichtungen Uebernatürliche.

Das falsche Wunderbare, dem es an poetischer Wahrscheinlichkeit fehlt, heißt das Abentheuerliche, Ungeheure, wovon eine Art der Poesie das Romanhafte, und eine Art in den zeichnenden Künsten, das Groteske heißt. Aber der ästhetische Stoff muß bei allem Neuen, und selbst beim Wunderbaren, immer natürlich, d. i. mit den Kräften und Gesetzen der Dinge, und zumal der Menschen, wie wir sie aus Erfahrung kennen, übereinstimmend, oder wenigstens vereinbar seyn. Die Natur nachahmen heißt nicht sie kopiren. Man kann, da die Natur nicht blos auf Schönheit, sondern auf andre Zwecke mit Bedacht genommen, indem man, was sich auf letztere bezieht, wegläßt, ihre Werke verschönern — idealisiren — wie in der Landschaftsmalerei und Gartenkunst. Nicht alles Wirkliche kommt der gemeinen Erfahrung, auf die der Aesthetiker alles berechnen muß, natürlich vor — wogegen ihr manches Unwirkliche aus demselben Grunde natürlich vorkommt, wie die mythischen Wesen aller Art. — Nicht alles Natürliche ist interessant, noch weniger alles Wirkliche und

Wahre. — Die Aehnlichkeit, wie wenn ein Gemälde nicht nur die Gestalten und Farben, sondern auch die Entfernungen, und selbst die Empfindungen und Charaktere, darstellt, wenn eine Musik die Modulation einer empfindungsvollen Rede zu hören giebt, vergnügt theils durch die Uebereinstimmung des Vorbildes, welches immer, wenigstens im Allgemeinen, bekannt seyn muß, mit dem Nachbilde, theils durch die Bewunderung der Kunst selbst, die so etwas zu leisten vermochte. Uebrigens rührt die Aehnlichkeit desto lebhafter, je heterogener das Nachahmungsmittel und das Vorbild sind, wie z. B. bei Tropen und Gleichnissen ein großer Theil des Vergnügens sich von dem weiten Abstande des Vorbildes und Nachbildes herschreibt. Aber die Aehnlichkeit selbst muß nicht entfernt, weit hergehohlt, oder erzwungen seyn, sonst wird die Vergleichung frostig.

Was die Form des Aesthetischen, oder die Beziehung desselben auf die Vorstellungskräfte betrifft, so wirkt auf selbige vorzüglich:

a. Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit; denn Abwechselung ist ein

natürliches Bedürfniß, und zugleich ein Beförderungsmittel der Thätigkeit; aber das Mannigfaltige ohne Ordnung und Wahl ermüdet, wie z. B. Sammlungen von allerhand Gedanken — Sinngedichte — Artikel eines Realwörterbuchs.

b. **Vollkommenheit**, d. i. durchgängige Zweckmäßigkeit, sowohl in Absicht auf Wahl der Gegenstände, als auf ihre Anordnung und Darstellung. Sie schließt aus nicht nur alles Zweckwidrige, sondern auch alles Zwecklose, sowohl dem Grade, als der Beschaffenheit nach, sowohl was Materie, als was Form, Ordnung und Vortrag betrifft. Es gehört dazu:

α. **Einfall**, eine der edelsten Eigenschaften eines Kunstwerks. Zu ihr gehört ein einfacher Plan, Auswahl des wesentlich Zweckmäßigen, natürlichste und wirksamste Verbindung aller Theile, so daß die Absicht auf dem geradesten und natürlichsten Wege erreicht wird — die Ilias, und vollends die Werke der Natur sind hierin große Muster. — Dem Einfachen steht entgegen theils das **Verwickelte**, theils das **Gesuchte**, **Ueber**-

flüssige, Willkührliche, Gezwungene.

β. Einheit; sie ist das, was mehrere Theile zu einem Ganzen bildet. Der Einheit ist entgegen, wenn isolirte und unverbundne Theile vorkommen, oder wenn mehrere gar nicht verbundene, oder nur zufällig zusammengeheftete Hauptvorstellungen — Parthieen, Massen, Gruppen, Scenen in ein Werk vergesellt werden, wodurch das Interesse getheilt und geschwächt wird.

γ. Ganzheit — Vollendung — ist dem Lückenhaften entgegen. Der Künstler faßt den Gegenstand, aus einem bestimmten Gesichtspunkte, läßt alles, was nicht zu seiner Absicht gehört, weg, und macht dadurch sein Werk zu einem von allen etwa damit zusammenhangenden Dingen abgesonderten, und für sich bestehenden Ganzen; denn alles Abgebrochne, Abgerißne, Unbestimmte ist unangenehm.

δ. Gleichförmigkeit, um die Auffassung des Mannigfaltigen zu erleichtern, und die Seele einzuwiegen. So Metrum in der Poesie, Takt in der

Musik, so Gleichheit der Säulen in einer Colonade.

ε. Symmetrie — Ebenmaaß, Gleichmaaß — ist Uebereinstimmung ähnlicher Theile auf beiden Seiten eines gewöhnlich unähnlichen Mitteltheils. So ist die äußere Form der thierischen Körper durchgehends symmetrisch, und oft wie genau, z. B. an Schmetterlings- und Punktenkäferflügeln! Wo keine ähnliche Theile nöthig sind, ist auch keine Symmetrie nöthig.

ζ. Eurhythmie — Schönmaaß — ist das schickliche Verhältniß der Größen jedes Theils zur Größe des Ganzen. Dadurch bekommen die mannigfaltigen Theile eines Gegenstandes ihr Gleichgewicht, daß keins zum Nachtheil des andern sich auszeichnet, oder seiner Bestimmung widerspricht. Eurhythmie erstreckt sich eben so auf das kleinste Partialganze, als auf das große Hauptganze.

2. Bildung, Verbesserung des Geschmacks entsteht:

a. durch Uebung. Durch sie werden theils die Sinne vielfassender, schärfer, feiner, reizbarer — Augenmaaß, Malerblick, musikalisches Gehör wird kultivirt —

theils die innern Gefühle reger und bestimmter. So bildet sich der Geschmack, als Empfindniß betrachtet, durch Uebung, d. i. durch aufmerksames Aufnehmen der Wirkung, die die verschiednen Muster des Schönen hervorbringen. Aber zum Geschmack gehört auch Urtheilskraft, betreffend sowohl den Stoff als die Form im Plan — d. i. im Zweck, die Mittel der Anordnung — und in der Ausführung, wiefern beides gemein und alltäglich, unnatürlich gezwungen, armselig und schaal, zweckwidrig überladen, verwickelt und unfaßlich, abgerissen und unbestimmt, schwülstig, frostig, steif, trocken, läppisch, überziert oder das Gegentheil sey. So wie bunte Farben und süßes Geleier, so können falsche Schönheiten, unnatürliche Charaktere und Gesinnungen, und affektirter Styl uns wohl eine Weile gefallen, aber nicht länger, als bis durch Uebung der Geschmack sich gebildet hat.

b. durch Vergleichung der schönen Kunstwerke und Geisteserzeugnisse aller gebildeten Völker, zumal der Alten, wird der Geschmack verbessert — perfected by comparison. —

c. durch Nachdenken und durch kritische Aufmerksamkeit, auf alle noch so mannigfaltigen und verschiedenen Schönheiten wird er geläutert von allem Vorurtheil — cleared of all prejudice. —

3. Vollkommenheit des Geschmacks. Sie besteht

a. in Feinheit — Delikatesse — und

b. in Richtigkeit — Korrektheit. — Das erste bezieht sich auf die Empfindung, sofern sie uns auch verborgene Schönheiten finden läßt. — Beispiel von feinem Sinngeschmack ist, da jemand im Wein Leder, ein andrer Eisen schmeckte, und sich zuletzt auf dem Boden des Gefäßes ein Schlüssel mit einem Riemen fand. — Das zweite bezieht sich auf die Urtheilskraft, sofern man sich durch keine unächte Schönheit täuschen, und durch jede Art von komparativer Schönheit nicht mehr nicht weniger, als es sich gehört, vergnügen läßt. Beide, Delikatesse und Korrektheit wirken auf einander wechselseitig. Nach dem Grade der Vollkommenheit des Geschmacks ist man entweder Liebhaber oder Kenner oder Kunstrichter. Der Liebhaber — Dilettant

— hat blos lebhaftes Gefühl für Kunstwerke; der **Kenner** weiß sie nach dem Grade ihrer Vollkommenheit zu schätzen; der **Kunstrichter** besitzt außerdem noch alle Kenntnisse des Künstlers, die praktische Fertigkeit ausgenommen. — Vornehmlich gehört zu einem Kenner und Kunstrichter, die Kenntniß der Kunst des Alterthums und der Antike oder alten Ueberbleibsel.

4. Richtmaaß — Aiche des guten Geschmacks. Giebt es ein solches Richtmaaß? — Ja! denn sonst wäre jeder Geschmack gleich gut, Kanzeleistyl und Schreibart des Tacitus, ein Lappländerlied und ein Wielandsches Gedicht, gleich schön. Man merke:

a. es giebt Verschiedenheiten des Geschmacks, ohne daß er darum aufhörte gut zu seyn. Die Wahrheit ist nur eine; die Schönheit kleidet sich in mancherlei Gewänder. Ein Jüngling liebt den Ovid, ein Mann den Horaz, einer liebt mehr das Erhabene, der andre das Zärtliche, einer liebt mehr Korrektheit, der andre mehr Feuer, einer mehr Einfalt, der andre mehr Schmuck. Aber:

b. wenn über denselben Gegenstand die Geschmacksurtheile zweier Menschen nicht dem Grade des Wohlgefallens nach wechseln, sondern sich widersprechen, so hat der eine keinen, oder einen falschen, unrichtigen Geschmack. Worin besteht nun das Richtmaaß? — Strong sense, united to delicate sentiment, improved by practice, perfected by comparison, cleared of all prejudice makes a man of taste; and the joint verdict of such critics is the true standart of taste and beauty; — also das feinste Gefühl, verbunden mit der richtigsten Urtheilskraft, ist das Richtmaaß. Was einem Manne von solchen Eigenschaften gefällt, das, kann man sagen, gefällt allgemein, und ist schön in eben dem Sinne, wie, was logisch richtig ist, allgemeinen Beifall bekömmt, und wahr ist.

c. Geschmack wird gemodelt durch Religion, Regierung, Gesellschaft, Lektüre; gleichwohl behauptet die Natur ihre Rechte.

d. In Sachen des Geschmacks giebt es unentschiedene Streitigkeiten, gleichwohl giebt es darin auch ganz ausge-

machte Urtheile. In Absicht dieser beiden Punkte ist die Philosophie und Vernunft in gleichem Fall. — Resultat: Geschmack ist nichts Willkührliches noch Schwankendes; er hat seinen Grund in der menschlichen Natur; es giebt ewige Schönheiten, wie ewige Wahrheiten und Tugenden, und auch im Aesthetischen heißt es: opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat.

B. Aesthetische Kritik — auch κατ' ἐξοχὴν Kritik genannt — entsteht nicht a priori, sondern ist ganz gegründet auf Erfahrung und Bemerkung solcher Schönheiten, die dem Richtmaaß am nächsten kommen. So hat Aristoteles seine Poetik abstrahirt von Mustern. Es giebt unbefugte Kritiker, wie unbefugte Philosophen; aber deshalb die Kritik selbst anklagen zu wollen, ist ungerecht. Die Regeln der Kritik helfen Fehler entdecken und verbessern, und sind nützlich, die Aufmerksamkeit zu dirigiren, aber das Schöne hervorzubringen helfen sie nicht; das ist Sache des Genies, welches, indem es der Natur folgt, Regeln befolgt, ohne es zu wissen.

Doch ist das Studium der Regeln so wenig für den Verfertiger als den Beurtheiler schöner Kunstwerke unfruchtbar. Denn Regeln sind praktische Folgerungen aus einer nicht willkührlichen, sondern in der Natur gegebnen Theorie, d. i. Folgerungen aus der Entwickelung dessen, was ein Werk, in seiner Art, und nach seinem Zweck, vollkommen macht. Ohne Regeln wäre ein Kunstwerk das Produkt des Instinkts oder des Zufalls. Je mehr man über die Natur einer Sache nachgedacht hat, desto geschickter wird man zur Ausführung derselben; willkührliche und unrichtige Regeln aber sind unnütz und schädlich. Ueberhaupt dienen Regeln, wenn nicht zur Erfindung, doch zur Lenkung des Geistes, zur Beurtheilung, Wahl, Anordnung, Ausführung. — Regelmäßigkeit indessen geht nur auf die Form, nicht auf die Materie, und bewirkt ein geringes Wohlgefallen, ist nicht sowohl Schönheit, als Abwesenheit des Anstößigen. Ein Werk kann den Fehler der Unregelmäßigkeit durch höhere Schönheiten bedecken; besser aber wäre es doch, wenn es zugleich regelmäßig wäre.

C. Genie ist Naturgabe der Erfindungskraft in Hervorbringung solcher Werke, zu welchen sich keine bestimmte Anweisung, wie zu mechanischen Künsten, geben läßt. Die Werke des Genies sind selbst Regeln und Muster für die freie Nachahmung. Das Genie kann verbessert, aber nicht ersetzt werden. Obgleich Geschmack ohne Genie seyn kann, so ist Genie niemals ohne Geschmack. Indessen zeigt sich, selbst bei geringem Geschmack und bei Mangel an Korrektheit, durch kräftige feurige Ausführung, das Genie in rohen Zeiten hervorstechender, als in geschliffenen, wie Homer, Shakespeare. Zum Genie gehört

1. rege und warme Empfindung, und

2. reiche, lebhafte Einbildungskraft, ohne welche ein Werk nie das freie, natürliche Ansehn bekommen wird, worin das Gepräge des Genies besteht. Doch vereinigt auch Genie noch Scharfsinn, Witz, Verstand und Urtheilskraft. Universalgenies giebt es nicht, selbst Leibnitz und Aristoteles waren es nicht; aber es giebt wissenschaftliche Genies. Man unterscheide von Genie, dessen eigenthümliches Merkmahl Erfindungskraft ist, das

Talent, d. i. eine vorzügliche Geschicklichkeit irgend etwas zu begreifen, oder zu machen, z. B. in Wissenschaften, Künsten, Geschäften — und zwar leicht, sicher und richtig.

Das Genie arbeitet, je nachdem seine Werke zu der ernsten und erhabnen, oder zu der sanften und fröhlichen Klasse gehören, mit Begeisterung, oder mit Laune. — Begeisterung ist die erhöhte Wirksamkeit des Geistes, die sich zeigt, entweder in dem Gefühls- oder Begehrungsvermögen, oder in den Erkenntnißkräften. Im ersten Fall, da die Seele nicht sowohl den Gegenstand selbst, als vielmehr dessen Wirkungen fühlt, drängt sich in ihr alles, was damit irgend vergesellt ist, mächtig hervor, und giebt dem Ausdrucke Leichtigkeit, Schnelle, Stärke, und den Ideen seltsame Kombinationen. Im andern Fall strengt die Seele sich an, alles an dem sie begeisternden Gegenstande aufs Klärste zu sehn, ihn ganz zu fassen und zu entwickeln; so entstehn erst lichtvolle Konceptionen, und dann eben so lichtvolle, kräftige, natürliche Darstellungen. — Laune ist der Zustand der Seele, da sie, ohne von einem Ge-

genstande besonders gerührt zu seyn, sich aufgelegt fühlt, alles von einer ergötzlichen oder verdrießlichen Seite anzusehn und thätig zu behandeln. Die Vorstellungskraft bekommt dadurch eine eigne Richtung; die Reden und Handlungen erhalten etwas Sonderbares und Charakteristisches. Laune ist Würze des Komischen im Schauspiel.

Das Schöne, objektiv betrachtet, ist die Darstellung. Der Philosoph entwickelt und erklärt es, der Künstler stellt es dar. Bei der Darstellung kömmt es an

1. auf Stoff,
2. Ordnung,
3. Ausdruck.

Der Plan in Absicht des allen, bestimmt sich durch den Endzweck; denn aus der Hauptwirkung, die das Werk thun soll, ergiebt sich der Hauptcharakter desselben. Um diese Wirkung zu erhalten, muß man

a. die Mittel oder Materialien erfinden, und daraus mit Entfernung alles Ueberflüssigen und Unwahrscheinlichen, blos das Treffendste und Wirksamste auswählen. Dann muß man

b. alle

b. alle diese Materialien so anordnen, daß sie, jede einzeln, und alle zusammengenommen, den Zweck des Ganzen aufs vortheilhafteste befördern, und zugleich unter sich in einem natürlichen Zusammenhange faßlich dastehn. Denn die Ordnung erweckt Aufmerksamkeit, Faßlichkeit im Ganzen und Klarheit im Einzelnen, indem sie den Beurtheiler in den Stand setzet, den Inhalt bestimmt zu erkennen, das Hauptinteresse zu bemerken, die Haupttheile zu unterscheiden, und eines jeden Beziehung und Wirkung aufs Ganze wahrzunehmen, und dieß, bis auf die kleinsten Theile fortgesetzt, wirkt Gefallen und prägt den Gegenstand dem Vorstellungsvermögen ein. Endlich

c. muß der Ausdruck richtig und treffend seyn. Der Ausdruck befaßt alle Mittel, welche die schönen Künste haben, Vorstellungen zu erwecken. Diese sind in den Redekünsten die Wörter und Redesätze; in der Musik die Töne und Tonsätze; in den zeichnenden Künsten Umrisse, Züge, Stellungen, Gebehrden, Kolorit; im Tanze Stellungen, Geberden, Bewegung. Die Kunst des Ausdrucks ist die Hälfte dessen, was

ein Künstler besitzen muß. **Richtigkeit** ist die Fehlerlosigkeit in dem sinnlichen Ausdruck — im Mechanischen — der Kunst, als im Grammatischen, im Versbau, in der Perspektive, in der Harmonie der Musik. Das Treffende, oder Eigenthümliche des Ausdrucks hängt ganz mit den Konceptionen zusammen.

Die ganze Art, wie die Gedanken und der Inhalt eines Kunstwerks ausgedrückt und dargestellt sind, heißt **Styl** desselben. Der Styl wirkt entweder auf die Phantasie — indem er die Hauptvorstellung durch Nebenvorstellungen bereichert, das Ganze in seine Theile entfaltet, das Abstrakte und Geistige versinnlicht, das Abwesende vergegenwärtigt, — oder auf die Empfindung — indem er entweder einen Zustand darstellt, der andre Empfindungen erwecken soll, als in den Gegenstand des Kunstwerks selbst hineingelegt oder gedacht werden, oder indem er in diesem denselben Gemüthszustand abbildet, der in der Seele des Betrachters hervorgebracht werden soll. Zuerst in redenden Künsten besteht er, theils in der Beschaffenheit der Nebenvorstellungen, wozu das gehört, was

man Einkleidung, Wendung, Schwung der Gedanken nennt, theils im Ausdruck — Diktion, Komposition. — Auf den Nebenvorstellungen beruhen vornehmlich die Gattungen der Schreibart, die simple, fließende, lebhafte, sanfte, edle, feierliche, erhabne. — Auch in den bildenden Künsten ist Styl das Verhältniß der Nebenvorstellungen, die das Werk erregt, zu der bezweckten Hauptvorstellung. —

Der Ausdruck soll den Gedanken und Empfindungen, die erregt werden sollen, angemessen seyn. Große und erhabene Vorstellungen erfordern wenige, eigenthümliche, kraftvolle und recht gestellte Worte. Edle Gedanken müssen nicht durch unedle, d. i. mit niedrigen Nebenbegriffen behaftete, Ausdrücke geschwächt werden, wogegen das Gemeine durch einen edeln Ausdruck gehoben werden kann. Für ernsthaften Vortrag schicken sich längere Perioden und nachdrückliche volltönende Worte. Starke Gedanken erschüttern bald durch die Kürze des Ausdrucks, bald durch ungewöhnliche malerische Worte, bald durch sinnliche Bilder. Lebhafte Vorstellungen vertragen nicht den Zwang zu-

sammengesetzter Perioden, sanfte äußern sich durch fließenden, einschmeichelnden Ausdruck. — Fehler des Ausdrucks sind,

1. wenn er steif und trocken,

2. wenn er läppisch, geputzt, schwülstig, frostig ist.

Eintheilung der Künste.

I. Die schönen Künste, die sprachlos wirken, wirken

A. Durch sichtbare Mittel:

a. Durch Gestalten,

1. Auf Flächen, zeichnende Künste,

α. unmittelbar, Malerei, Mosaik;

β. mittelbar, Kupferstecherkunst, Formschneidekunst.

2. Durch Körper, bildende Künste,

α. aus harten Massen, Bildhauerei,

β. aus weichen, Bildformerei, oder Bossirkunst,

γ. aus gießbaren, Bildgießerei.

3. Ordnende Künste:

α. schöne Baukunst,

β. schöne Gartenkunst.

b. Durch Bewegungen:

1. Orchestik — Tanzkunst.

2. Mimik — Schauspielkunst.

B. Durch hörbare Mittel: Musik oder Tonkunst.

II. Die schönen Künste, die durch Sprache wirken:

1. Dichtkunst,

2. Beredtsamkeit.

Unter den ohne das Mittel der Rede wirkenden und besonders auf den Sinn des Gesichts sich beziehenden Künsten nehmen den ersten Platz ein, diejenigen, welche ruhende Gestalten hervorbringen. Diese sind

I. Die zeichnenden Künste.

Die Malerei befaßt Zeichnung und Farbengebung.

A. Die Zeichnung, die auch unabhängig von dem Kolorit, oder bei einerlei Farbe — Monochroma, Camayeu —

die besten und auch mittelbare Werke, d. h. Werke, die nicht unmittelbar auf dem Papier, sondern erst vermittelst Platten und Formen, worin sie unmittelbar hervorgebracht sind, entworfen werden, liefern kann, ist der Grund von aller Darstellung der zeichnenden und bildenden Künste sowohl, als selbst der Orchestik und Mimik, soweit sie Gestalten darstellen. Zur Zeichnung gehört

1. Erfindung des Inhalts,

2. Anordnung,

3. Ausdruck.

Was

1. die Erfindung anlangt, so kann Zeichnung auch die geistige unsichtbare Natur darstellen, sofern diese sich durch natürliche Zeichen äußert, oder durch sinnbildliche andeuten läßt. Die Zeichnung selbst ist entweder

a. Kopie und Portrait, Ebenbild, oder

b. Idee, Phantasie; Ideal ist verschönerte und verstärkte Natur.

Zweckmäßige Wahl aller Partien, Entfernung alles Unnützen, alles Matten, der prägnantste Moment, die interessantesten Stellungen und Formen, Mannig-

faltigkeit, Reichthum, Zweckmäßigkeit sind ihr Hauptaugenmerk.

2. In Hinsicht der Anordnung ist kräftige Zusammensetzung, symmetrische Gruppirung, Einheit, Einfachheit, Ganzheit, Haltung und Ton zu beachten.

3. Beim Ausdruck kommt es an

a. auf Richtigkeit in der Perspektive, in Licht und Schatten, in den Umrissen, in der Stellung;

b. auf Wirksamkeit, durch Bedeutsamkeit, Fülle und Reiz.

B. Zum Kolorit gehört

a. Erleuchtung und Lichtvertheilung, Drapperie, Ton;

b. Wahl der Tinten.

Es kömmt dabei an

1. aufs Mechanische oder Materielle,

2. aufs Aesthetische.

In Absicht auf beides, und was Zeichnung sowohl als Kolorit betrifft, giebt es verschiedene Arten von Styl und Manieren.

Arten von Malerei.

a. Nach dem Mechanischen:

1. in Oel. Nicht von Johann van Eyck 1400, sondern schon zu Theophi-

lus Presbyter Zeit ward Oelmalerei erfunden. Die Alten scheinen Oelmalerei nicht gekannt zu haben.

2. In Leimwasser und Gummi.

3. Die Malerei al fresco — mit Milch — auf nassem sowohl als trocknem Grunde.

4. Musivische Arbeit, oder Mosaik, war schon den Alten bekannt.

5. Email-, oder Schmelz-, Porzellan- und Fayancemalerei ist neu, Glasmalerei wohl auch.

6. W a c h s m a l e r e i, die Enkaustik der Alten ist aus Plin. XXXV. cap. 40. 41. dunkel zu entnehmen. Sie hatten, scheint es, drei Arten derselben:

α. κεστρωσις, da in Elfenbein mit einem Griffel — κεστρος, veruculum — die Umrisse gegraben, und dann die Farben aufgetragen wurden;

β. Auftragung des gefärbten Wachses durch Hülfe des Feuers und der Werkzeuge, cauteria genannt;

γ. Malerei mit flüssigem Wachs, mittelst Pinsel.

Die ersten Spuren dieser Malerei kommen auf den Binden der Mumien vor, wo das blendende Weiß nichs anders

ist, als Kreide durch einen Wachsüberzug vor der Luft geschützt. Das Oel bei Oelgemälden wird bei dem Zutritt des Lichts und der aus Metalloxyden bestehenden Farben geschwärzt, das Wachs hingegen durch die Luft gebleicht, und es zieht das Oxygen aus den Metalloxyden weniger an. Frabboni lösete weißes venetianisches Wachs in höchst rektificirter Naphta auf, und die damit gemalten Gemälde, mit einem Tuch abgerieben, waren vortrefflich.

7. Pastellmalerei.

b. Nach dem Inhalt:

1. Historienmalerei, 2. Landschaften, 3. Thiere, 4. Früchte, 5. Blumen, 6. Baustücke, 7. Schlacht-, 8. See-, 9. Jagd-, 10. Nachtstücke ꝛc. diese alle können seyn Portraite, Ebenbilder oder Ideen. Kopie heißt auch ein von einem idealischen Gemälde genommnes zweites Gemälde. —

Geschichte der Malerei. Welches Volk sie zuerst erfunden, und auf welche Veranlassung ist eine thörichte Frage — obgleich Plinius, und nach ihm mehrere, z. B. Eschenburg, darüber schwatzen. — Die griechischen Maler brauchten nur 4 Farben, weiß, gelb, roth,

schwarz — melinum, atticum, sinopis pontica und atramentum. Plin. XXXV, 7. — Die Alten kannten nicht Oelfarbe, malten auf Holz — vorzüglich auf larix — seltner auf Leinwand, am gewöhnlichsten auf nassen sowohl als vornehmlich, trocknen wohlgeglätteten Kalk — al fresco — mit einer Art Leimwasser, und endlich enkaustisch, mit Wachs auf Elfenbein. Ob sie Perspektive verstanden haben und worin endlich ihre hochgepriesenen Verdienste bestehen, wissen wir nicht recht. Unter den Griechen gab es 4 berühmte Schulen der Malerei, die zu Sicyon, Korinth, Rhodus und Athen. Die blühendste Epoche war zu Alexanders des Großen Zeit, da lebten Zeuxis, Timanthes, Eupompus, Parrhasius, Apelles, Protogenes, Pamphilus, Polygnotus. — In Italien übten früh Hetrurier die Malerei auf ihren Gefäßen. Auch von einheimischen, römischen Malern nennt Plinius verschiedene. Die musivische oder mosaische Arbeit kam von den Griechen zu den Römern zu Sulla's Zeiten. Plin. XXXVI, 64. Man machte sie erst von farbigen Steinen, und seit Augusts Zeit von gefärbtem — ! ! ! — Glase. Die Byzan-

tiner arbeiteten darin spät, und von da kam diese Kunst wieder nach Venedig und Italien. Die Alten machten ihre Mosaik — opus musivum, tessellatum, vermiculatum — aus Thon, Glas, Marmor oder Edelsteinen und Perlen. Die eingelegten Stücke waren oft so klein, daß ein Quadratzoll 150 Stücke enthielt. Sosus war einer der berühmtesten Künstler in der Mosaik, die zur Zeit des Kaisers Claudius sehr im Gange war. — Unter den alten musivischen Kunstwerken ist ein zu Tivoli gefundnes, das 4 Tauben an dem Rande einer Wasserschaale vorstellt, das schönste, und die sogenannte Pränestische Mosaik, eine Vorstellung eines ägyptischen Festes, das ehemals im Fußboden des Fortunatempels zu Präneste war, das größeste. Zu den, seit Wiederherstellung der Künste wieder aufgefundenen, Denkmälern der alten Malerei gehören:

a. die an der Piramyde des C. Cestius gefundenen Gemälde aus Augusts Zeit;

b. einige Ueberreste von Gemälden an den Wänden des Pallasts und in den

Bädern des Titus, wovon einige jetzt im Eskurial zu Madrid sind;

c. auch noch einige antike Malereien in den Pallästen Farnese, Barberini u. s. w. in Rom;

d. am merkwürdigsten sind die in der Gruft der Nasonen 1675 entdeckten Gemälde, die in Kupfer gestochen von Bartoli und Bellori mit andern ähnlichen zu Rom herausgekommen sind;

e. aus den verschüttet gewesenen Städten Herkulanum, Pompeji und Stabiä sind jetzt in dem antiquarischen Museum zu Portici über tausend Stück befindlich, die meist auf trocknem Kalke — a tempera — gemalt sind, einige wenige auf nassem Grunde.

Seit Wiederherstellung des Geschmacks rechnet man folgende Schulen:

1. Die Florentinische von Leonardo da Vinci † 1520. Michael Angelo (Agnuòlo) Buonarotti † 1563.

2. Die Römische von Raphael d'Urbino † 1520. Sein Hauptgemälde ist die Verklärung Christi zu Rom, so wie des Michael Angelo das jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle 60 Fuß hoch,

40 Fuß breit auf nassem Kalke gemalt.

3. Die Lombardische von Anton Allegri, von seinem Geburtsort genannt Correggio † 1534. Sein berühmtestes Stück ist die Geburt Jesu, Corregio's heilige Nacht, die, so wie sein heiliger Georg, jetzt in Dresden ist. Zu eben dieser Schule gehören die 3 Caracci's aus Bologna.

4. Die Venetianische vom Titian († 1576) einem Schüler der Bellini; von ihm ist eine ruhende Venus in Dresden.

5. Die Deutsche; Albert Dürer † 1528. Hans Hollbein † 1574 zu London.

6. Die Holländische, von Lucas van Leyden († 1533), Erfinder des Luftperspektivs; Rembrand van Ryn † 1674; Peter de Laar († 1675), Erfinder der sogenannten Bambocciaden — so nennt man Gemälde, welche Räuberbanden, Zigeunerfamilien, Jagden, Marktplätze u. dergl. darstellen — Wouvermann † 1688, van der Werf † 1727.

7. Die Flandrische oder Flämische; Franz Floris † 1570; Paul Rubens † 1640; Anton van Dyck † 1640.

8. Die Französische; Simon Vouet († 1641), mit seinen Schülern Sueur und Lebrun; Poussin † 1663; David.

9. Die Englische; Josua Reynolds, West.

Zu den zeichnenden Künsten gehören noch:

a) Die Formschneidekunst, oder die Kunst, Holzschnitte, auch Metallschnitte zu machen;

b) die Kupferstecherkunst. Das älteste Blatt von einem Holzschnitt ist von 1423. Spielkarten wurden vielleicht in Deutschland zuerst für die Soldaten in Holz geschnitten — wenn gleich früher in Spanien, vielleicht von den Arabern her gemalt — dann auch Heiligenbilder. Zur Kupferstecherkunst gehört:

1) Die Gravierkunst; sie ist uralt, aber der Gedanke, Abdrücke von Gravüren zu machen, ist vielleicht erst im 15. Jahrhunderte entstanden; denn erst mit Michael Wohlgemuth, einem Nürnbergischen Maler und Kupferstecher († 1519), — der Albert Dürers Lehrer gewesen, fängt diese Kunst an historisch gewiß zu werden.

2) Das Aetzen oder Radiren hat schon Dürer 1512 ausgeübt.

3) Die gehämmerten Kupferstiche, da nach Art der Goldschmiede, mittelst sogenannter Punzen, Zeichnungen in Kupferplatten eingehämmert werden, so daß zwar einige Striche gepickelt und geschroten, die meisten aber durch kleine sehr dicht an einander gesetzte Pünktchen hervorgebracht werden, und wo viel Schatten seyn muß, mit stumpfen Spitzpunzen in die Platte geschlagen wird, sind seit 1560 in Italien bekannt.

4) Die schwarze Kunst, Sammetstich, mezzo tinto, gravure en manière noire, die sich vom Kupferstich darin unterscheidet, daß man bei dieser letzten Arbeit den Schatten, bei jener erstern aber das Licht in das Kupfer arbeitet, durch Schaben, womit man das Aetzen klüglich verbinden kann. Sie ist erfunden oder wenigstens zuerst versucht von dem Hessenkasselschen Obristlieutenant von Siegen oder von Siechen, der 1643 das Bildniß der Landgräfin so ausarbeitete. Von diesem lernte diese Kunst der churpfälzische Prinz Robert, der sie nach England brachte.

5) Die Manier à la gravure en lavis; oder auch in aqua tinta genannt, welche die getuschten Zeichnungen so vollkommen nachahmt, daß man sie kaum vom Original unterscheiden kann. Sie ist von dem Franzosen le Prince erfunden, von dem Engländer Sandby verbessert. Diese Manier wird mittelst einer mit dem Pinsel auf der Kupferplatte aufgetragenen Beitze, die freilich sehr verschieden zubereitet werden kann, ausgeübt. Zu gleicher Zeit brachte der Abt Saintenon ähnliche Kupferzeichnungen, mittelst in die Platte eingedrückter Körner, und noch auf eine andre Art de la Fosse, hervor.

6) Der Gemäldedruck. Schon Hugo de Carpi, der zu Raphaels Zeiten lebte, und dem man die Erfindung der Holzschnitte mit drei Stöcken — Paßformen? — zuschreibt, versuchte kolorirte Holzschnitte zu drucken. Der Maler Peter Harlem zu Anfang des 17. Jahrhunderts, versuchte auf ähnliche Art Kupferstiche abzudrucken. Besser als ihm gelang es im 18. Jahrhunderte dem Kupferstecher le Blond aus Frankfurt am Main, der in London, wo er sich 1737 auf-

aufhielt, ein Buch — Harmony of colowring — herausgab, in welchem er sein Verfahren beschrieb. Er druckte mit 3 Platten, jede mit einer Grundfarbe bestrichen, wozu er, um alle Farben herauszubringen, das Papier, worauf er abdruckte, von einer andern Farbe wählte. — Erst 1751 gelang es dem Franzosen Palmeus statt der schwarzen Farbe, die sonst allein zu Kupferstichen gebraucht wurde, auch blaue und hernach rothe, zu bereiten.

II. Bildende Künste.

Ihre Werke sind:

A. Allseitige, oder rundumsichtige Figuren, d. i. Statuen;

B. Halb erhobene, und mehr oder weniger, als halb erhobene, kurz einseitig sichtbare, Basreliefs. Beide sind entweder

a) in harter Masse geschnitzt und gehauen, oder

b) aus weicher Masse, bossirt, oder

c) aus geschmolzenen Massen gegossen.

C. Vertieft gearbeitete.

a) Stempel zu Münzen, und

b) Intaglios, zum Siegeln, aus harten Massen.

Vor allen solchen Arbeiten geht das Modelliren, ein gleichsam stereographisches Zeichnen, auf Thon, Wachs, Gyps vorher. Es kann das Modelliren in Miniatur geschehn, aber auch in ebenmäßiger Größe. Dann muß man bei jeder dieser Künste unterscheiden:

A. Das Technische oder Materielle, verschieden

a. nach der Beschaffenheit und Größe der Massen, und

b. nach der Behandlung, da beim Schnitzen und Hauen, und eben so auch beim Bildgraben, das Werk selbst unmittelbar, beim Bossiren und Gießen aber die Form oder Patrone unmittelbar, und das Werk nur mittelbar der Gegenstand der Kunst ist; wiewohl auch beim Bossiren und Gießen das Hauen und Schnitzen mit zur Hülfe kommen kann. Auf jedem dieser 3 Wege, des Hausens, Bossirens und Gießens, können sowohl Statuen, als Basreliefs verfertigt werden. Die Materialien zum Bildhauen — Skulptur — waren und sind noch

α. Holzarten;

β. Elfenbein — des Phidias olympischer Jupiter war von Elfenbein, womit ein hölzerner Kern überlegt war; —

γ. Steine, Marmor, Granit, Basalt, man setzte auch aus mehrern Stücken, die mittelst eines Kitts — λιθοκολλα — verbunden wurden, Statuen zusammen;

δ. Erz. Zum Gießen diente Metall. Die Alten hatten besondere Mischungen, die sich mittelst chemischer Analyse müßten erkennen lassen.

ε. Zur Plastik und zum Bossiren brauchte man Thon, terra cotta, Porzellan. Die alten Etrusker waren darin große Meister; Auch ganze Statuen werden bossirt. Gyps wird mehr gegossen. —

Die Werke selbst unterscheiden sich:

1. an Größe,

a. kolossal — der Koloß von Rhodus, ehern, 150 Fuß hoch, fabelhaft, —

b. gleichmäßig — εικονικον αγαλμα. —

c. klein — sigilla —

2. an Inhalt,

a. einfache:

α. Statuen mannigfaltig bekleidet oder nackt, sitzend, liegend, stehend, ruhig oder thätig,

β. Büsten,

γ. Hermen.

b. zusammengesetzte Gruppen oft, zumal in Basreliefs, äußerst gedrängt voll.

B. Das Aesthetische, worauf eigentlich hier alles ankömmt; es besteht in schöner richtiger Darstellung interessanter Sujets.

Geschichte der bildenden Künste.

Nichts von Erfindung, denn die ist tausendmal gemacht. In der griechischen Kunst unterscheidet man, ob zwar ziemlich willkührlich, 4 Epochen:

1. die des ältern Styls, bis auf Phidias 450 vor Christo;

2. die des großen und hohen Styls, bis auf Alexander den Großen 350 vor Christo, oder bis auf Praxiteles;

3. die des schönen Styls, vom Praxiteles bis auf den Anfang der römischen Monarchie;

4. die des verfallenden Styls.

In dem zweiten Zeitalter hob sich die Kunst schon sehr in und durch die Kunstschulen in Sicyon, Korinth und Aegina. Der Geschmack der Griechen ward durch Meisterwerke erweckt, und begeisterte wieder Künstler. Erstaunlich häufiger und ehrenvoller Gebrauch wurde von Kunstwerken gemacht, zum Schmuck und zu Geschenken, an Tempeln, an öffentlichen Gebäuden, an Privatwerken und im Zimmerschmuck. Phidias Meisterwerke waren: der olympische Jupiter von Elfenbein, und die Minerva auf der Akropolis. Die bekanntesten Künstler des hohen Styls waren Alkamenes, Agorakritus, Polyklet, Myron, Skopas. Des Praxiteles Meisterwerk war eine Venus. In sein Zeitalter gehören Lysipp, Chares und Laches. —

Die Römer haben wenig selbst gemacht, aber griechische Künstler, die sich nach Rom wandten, beschäftigt; auch hatten sie eine große Menge von Statuen. Das Kapitol, vornehmlich die daselbst befindliche Cella Jovis, die Arca capitolina, das Comitium, die Rostra waren zahlreich mit Statuen besetzt, daher Wächter — Tutelarii und an Tempeln

Aeditui — welches Wächteramt hernach obrigkeitlich wurde. Der Senat, und selbst Municipien, errichteten zu Ehren der Kaiser oder aus Schmeichelei Statuen.

Ueberreste. Troß der vielen Zerstörungen hat man doch seit der Wiederherstellung des Geschmacks viele Kunstdenkmäler aufgefunden, gesammelt und beschrieben. Die wenigsten aber sind unverstümmelt oder unbeschädigt gefunden; man hat sie daher ergänzt, in welcher Arbeit Cavaceppi am glücklichsten gewesen. Auch ist selbst der Unterschied der antiken Werke von neuern, und vollends die Bestimmung des Künstlers, der ein antikes Werk gemacht hat, troß mancher Inschrift höchst unsicher.

Die berühmtesten von noch vorhandenen Denkmälern sind in Eschenburgs Handbuch der klassischen Literatur erwähnt.

Was die Bildgräberei insbesondere betrifft, so arbeitet sie in Metall, Elfenbein, Muscheln, Krystall, und vornehmlich in Edelsteinen, wo die Kunst Steinschneidekunst, und ihre Werke Gemmen heißen.

In Ansehung der Materien, die den griechischen und römischen Künstlern dienten, ist zu merken, daß die neuere Naturgeschichte Steine mit alten Namen nennt, unter welchen sich die Alten oft etwas ganz andres dachten. Ob die Alten in Diamant geschnitten, ist ungewiß, auch die Politur dieses Steines wußten sie nicht, oder sie hatte sich verloren, bis 1476 Ludwig von Berguen aus Brixen sie wieder erfand. In den Steinen sind nun die Figuren entweder vertieft, oder hervorragend geschnitten. Jene heißen Intaglios — gravures en creux, gemmae diaglyphicae, — diese Camei — camées, gemmae ectypae, exscalptae, anaglyphicae. — Die Alten scheinen in der mechanischen Behandlung Vortheile gehabt zu haben, die den Neuern unbekannt sind, daher die große Reinheit, Tiefe, Freiheit, Glätte des Schnitts. Indessen haben manche neuere Künstler die Alten vom zweiten Range darin so übertroffen, daß es nicht immer leicht ist, die ächten antiken Gemmen von neuen zu unterscheiden. Im Aesthetischen aber zeichnen sich die antiken Gemmen aus durch Schönheit der Zeichnung, weiseste

und edelste Zusammensetzung des Ganzen, angenehmste Mannigfaltigkeit des Inhalts sowohl, als der Darstellungsarten. — Die Bestimmung der Gemmen war

a. zu Siegeln, auch statt der Schlüssel,
b. zum Schmuck.

Zu beider Absicht wurden sie gewöhnlich in Ringe gefaßt. Unter die berühmtesten der alten Steinschneider gehören Pyrgoteles, der einzige, der Alexanders Bildniß in Stein schneiden durfte; auch mit Sostratus Namen sind einige der schönsten noch vorhandenen Gemmen bezeichnet.

III. Ordnende Künste.

A. Schöne Baukunst. Baukunst ist die Wissenschaft, ein Gebäude dauerhaft oder fest, schicklich, zweckmäßig, wohlfeil und schön aufzuführen. Sie ist theils die gemeine oder mechanische, und diese begreift

1. die gute und feste Zusammensetzung der Baumaterialien,

2. die Anordnung der gewöhnlichsten und einfachsten Gebäude, und

3. die Geschicklichkeit, den Bau aufs wohlfeilste zu vollführen; theils die ge-

lehrte oder schöne Baukunst, welche besteht in Erfindung vollkommner Gebäude aller Arten, besonders der großen und wichtigen. — Stärke, äußere Form, und selbst die äußern und innern Verhältnisse und Verzierungen müssen in ihr aus der Bestimmung des Gebäudes mit Urtheil und Geschmack festgesetzt werden.

Arten der Gebäude aber sind:

a. Wohnhäuser, gemeine, mittlere, prächtige,

b. ökonomische zu städtischen und ländlichen Gewerben,

c. öffentliche Gebäude,

d. Gebäude, worin Maschinen befindlich sind,

e. Brücken, Schleusen, Kanäle rc.

Der Plan eines jeden Gebäudes ist, es zu entwerfen nach den Forderungen der Festigkeit, Zweckmäßigkeit und Schönheit.

1. Festigkeit, die theils materiel, von der Beschaffenheit der Materialien, der Bausteine und des Mörtels, des Bauholzes und der Metalle abhängig, theils mechanisch, d. i. von der Zusammensetzung der Materialien abhängig, ist.

Die letztere entsteht durch das Gleichgewicht des Drucks und Gegendrucks aller Theile eines Gebäudes, vermittelst ihrer Verbindung sowohl unter einander, als mit dem Grunde. Hiezu gehört

α. der Grundbau in allerlei Boden — NB. Es ist gut, wenn der Grundbau zugleich gemacht wird, und erst sich im Ganzen senkt, ehe das Gebäude aufgeführt wird;

β. Festigkeit des obern Mauerwerks, als der Gewölbe;

γ. mechanische Festigkeit des Zimmerwerks, z. E. an Kuppeln oder Dachen.

2. Zweckmäßigkeit, wozu gehört

a. das Ansehn von der Außenseite,

b. die Nebeneinanderstellung der Haupttheile,

c. die innere Einrichtung, Verbindung der Zimmer in jeder Etage,

α. unter einander mit der Küche, Gesindestube, Garderobe, Souterrain;

β. der Etagen, Treppen, Halbgeschoß, belle étage;

γ. Dach, Dachstuben, Oeil de boeuf. Mansarde.

3. Schönheit. Diese ist

a. negative, daß alles im Gebäude fest, bequem, angemessen dem Zweck und der Bestimmung sey,

b. positive.

Die Schönheit eines Gebäudes beruht mit auf der Zweckmäßigkeit und Festigkeit, fordert aber überdem, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen hervorstehe, noch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe, und daß kein Theil oder Zierrath da sey, der nicht eine bestimmte Absicht habe. Alles Unnütze, Unbestimmte, Widersprechende, Verworrene ist zu vermeiden. — Das Gebäude in dieser Hinsicht muß haben:

1. Einfachheit, d. i. nichts Verworrenes,

2. Einheit, d. i. alles muß sich auf einander beziehn,

3. Ganzheit, d. i. es muß nichts fehlen,

4. Gleichförmigkeit, Symmetrie. Diese geht auch auf die Uebereinstimmung des ganzen Gebäudes, mit seiner Bestimmung, so wie auf das Gleichgewicht der einzelnen Theile in Absicht auf die Verzierung.

In diesen Stücken besteht die wesentliche Schönheit. Die zufällige aber besteht in den, dem Charakter des Ganzen gemäßen, Verzierungen. Zu diesen Verzierungen haben uns die Alten eine Menge schöner Maaße hinterlassen, die unter dem Namen der Säulenordnungen bekannt sind. Zur Säule gehört:

1. Der Säulenstuhl, und dieser besteht aus dem Grundstein, dem Würfel, dem Deckel oder Simse;

2. der Schaft;

3. der Knauf;

4. das Gebälke, bestehend aus dem Architrab, dem Fries oder Barten und dem Kranz oder Karnies.

Die meisten Theile bestehen aus Gliedern von verschiedner Figur, ebenen und runden, theils erhoben, theils hohl, theils geschweift, und von verschiedener Größe. Zum Maaßstabe braucht man den halben Durchmesser des Schafts, unten am Fuße; er heißt Modul. Man zählt der Säulenordnungen fünfe, nämlich die Toskanische, Dorische, Jonische, Korinthische und Römische. Sie unterscheiden sich theils nach dem Maaße der Haupttheile,

theils nach der Menge und Größe der Nebentheile. Eine Gothische Ordnung findet sich an dem Marienburger Schlosse. Vignola giebt der Toskanischen Säule 14 Modul, der Dorischen 16, der Jonischen 18, der Korinthischen und Römischen 20. Dem Säulenstuhl giebt er den dritten Theil der Säule zur Höhe, dem Gebälke den vierten. Scamozzi wieder anders. — Ein Gebäude, das auch keine Säulen oder Wandpfeiler hat, gehört doch gleichsam zu einer gewissen Ordnung, wenn die Verhältnisse der Theile mit den Verhältnissen in dieser übereinstimmen, und die Zierrathen eben daher entlehnt sind. Gekuppelte Säulen haben kein freies Ansehn. Karyatiden, d. i. weibliche Bildsäulen, welche die Griechen zur Unterstützung eines Gebälkes brauchten, weil sie dadurch das Andenken der an den Einwohnern von Karya für deren Treulosigkeit ausgeübte Strafe erhalten wollten, sind in unsern Zeiten unschicklich; so wie auch die Perser, eine Nachahmung der Karyatiden. — Sehr gebräuchlich war bei den Alten der Portikus, eine Säulenlaube, d. i. ein bedeckter Gang zwischen zwei

Reihen Säulen, oder zwischen einer Wand und einer Reihe Säulen.

Die Baukunst blühte am schönsten in Griechenland und Italien, und so viele auch von ihren Werken zerstört sind, so haben sich doch die erstaunungswürdigsten Monumente und Muster noch erhalten.

B. Schöne Gartenkunst. Der Zweck dieser Kunst ist, einer Gegend alle landschaftliche Annehmlichkeiten zu geben, deren sie nur fähig ist. Sie fordert

1. ein Studium dessen, was an natürlichen Landschaften gefällt, und

2. Beurtheilung, wie sich die ländlichen Schönheiten am besten für einen gegebnen Bezirk auswählen und zusammensetzen lassen. Die Auswahl bestimmt sich zunächst durch den Naturcharakter einer Gegend; dabei findet aber Idealisirung statt, so wie auch bei der Zusammensetzung keine ängstliche Regelmäßigkeit eintreten muß. — Zu den ländlichen Schönheiten lassen sich gar wohl gesellen Werke der Baukunst aller Art, und der Skulptur. Verschiedener Geschmack herrscht in der Gartenkunst:

1. der französische liebt abgezirkelte Blumenstücke und Alleen;

2. der holländische kolorirte Gänge, Pfauen und Affen aus Buchsbaum;

3. der englische ist romantisch und kommt der Natur am nächsten.

Unter den ohne das Mittel der Sprache und besonders auf den Sinn des Gesichts wirkenden Künsten nehmen den zweiten Platz ein die, welche Schönheit in den Bewegungen und Stellungen des Körpers hervorbringen. Diese sind:

A Orchestik oder Tanzkunst.

Das Aesthetische liegt:

1. in Bewegungen, theils

a. was die Linien, die auf dem Boden, und die Richtungen, in denen sie beschrieben werden, theils

b. was den Takt oder die Zeitmaaße der Bewegungen einzelner sowohl als mehrerer gruppirter Personen betrifft;

2. in den Stellungen und Haltungen, und

3. in den Geberdungen des Körpers.

Die Geberdungskunst ist die eigentliche Mimik, die man von der Tanzkunst unterscheiden muß, weil sie für sich allein bestehn kann, nehmlich auch ohne Tanz, wiewohl sie mit Tanz ver-

bunden werden kann, da sie denn das Ballet der Neuern ausmacht. Bei den Griechen war der Tanz durchaus charakteristisch, und die Choregie eine Art Gottesdienst. Sulzer meint, es könnten noch wohl durch Tanz manche gute und erhabene Vorstellungen ausgedrückt werden. Aber jetzt dient der Tanz nur zur Belustigung und vornehmlich auf Theatern zum ergötzenden Zuschauen. — Das Wohlgefallen am Zusehn des Tanzens entspringt theils aus der Schönheit der Bewegungen nach Figuren oder Zeitmaaß und Gruppen, theils aus Sympathie.

B. Mimik. Sie gründet sich auf die Analyse der Geberden nach ihrem Bedeutenden und Schönen. Darstellung ganzer Dramen durch bloße Geberden ist Pantomime. Mit Deklamation verbunden tritt die Mimik im Schauspiele auf. Die Schauspielkunst besteht nämlich:

a. in der richtigen und schönen Geberdung und

b. in dem richtigen und schönen Aussprechen — Deklamiren — welches letztere auch eine Art Mimik ist, nämlich eine in Absicht

1. auf

1. auf Stärke und Sachtheit,

2. auf Modulation und Schnelle,

3. auf Modulation und Interpunktion. Die Tanz- wie die Schauspielkunst sind zusammengesetzte Künste. Die Tanz- oder ästhetische Selbstbewegungs-Kunst kann zwar für sich allein bestehn, ist aber vollkommen erst in Verbindung mit der Musik, welche sie lenkt, und die Bedeutung der sichtbaren Bewegungen auch für das Gehör ausdrückt. Die Schauspielkunst ist an sich schon zusammengesetzter Natur und vereinigt sich in den Balletten mit der Tanzkunst und Musik. Bei den alten Griechen waren die Kunst des Tanzes, der Musik und des Gesanges nie von einander getrennt.

Die schöne Kunst, welche auf den Sinn des Gehörs wirkt, ist die

Tonkunst oder Musik.

Sie ist die Theorie des Angenehmen und Schönen in unartikulirten Tönen — nicht Lauten, nicht Schällen. — Sie theilt sich in

1. Harmonik und

2. Melodik — Melopoeie; — Komposition, Vortrag.

1. Harmonik ist einer ganz mathematischen Behandlung fähig. Denn

a. Sie setzt fest die beste Tonleiter — Skala — oder System; —

b. Sie bestimmt die verschiedenen Tonarten;

c. Sie lehrt, was gleichzeitig hervorgebrachte Töne — Accorde sowohl, als hinter einander folgende — Folge der Akkorde — nach ihrer Verschiedenheit für verschiedene Wirkung thun — Generalbaß. —

2. Melodik handelt von dem Schönen des Gesanges, oder der Hauptstimme für sich allein, und in Verbindung mit mehrern Stimmen — Duett, Terzett — auch mit der Instrumentalbegleitung. Ihr Inhalt ist

a. Eigenschaften und Wirkungen des Takts;

b. Eigenschaften einer Melodie in Absicht auf Rhythmen, Perioden und Figuren des Gesanges;

c. schöne, d. i. nicht blos richtige, sondern auch treffende, bedeutende Ausdrückung bestimmter Empfindungen — musikalische Gedanken — die den Geist der Melodie und Musik ausmachen.

d. Untersuchung über verschiedene Arten der Gesänge und Kompositionen, Verschiedenheit des Styls nach ihrem Zweck, Kirchenstyl, Opernstyl, Konzert, Symphonie, Rondeau ꝛc.

Zum Komponiren gehört überdem zweckmäßige Wahl der Instrumente, und der Begleitung, die die Melodie nur unterstützen und hervorheben, nicht begraben, übertönen, verdunkeln soll. — Das höchste Produkt der Harmonik ist eine Fuge, der Melodik eine Oper oder ein Oratorium.

Die durch das Mittel der Rede wirkenden Künste nennen wir schöne Redekünste, von deren Grundsätzen im Allgemeinen wir reden wollen.

Der Zweck alles Vortrags ist, zu bewirken, daß der Zuhörer oder Leser desselben eben das denkt, was ich denke, und es eben so denkt, wie ich es denke. Sein erstes Erforderniß ist demnach das Selbstdenken.

Die Art und Weise, wie wir etwas uns vorstellen, begreifen, zusammendenken, ist unsere Denkart. Die Art, wie bei unsern Vorstellungen, Begriffen und Gedanken oder auch ohne sie, Lust und Un-

lust, äußere Begehrungen oder Verabscheuungen, sich in uns regen, ist unsere Gemüthsart — Empfindungsart. — Die Art und Weise, wie wir unsere Vorstellungs-, Empfindungs- und Begehrungsart äußern, ist der Styl — Redart oder Schreibart.

Bei Schriftwerken kommt in Betracht:

1. Die Materie oder der Inhalt, d. h. Gedanken, Empfindungen und Begehrungen;

2. die Art diesen Inhalt zu ordnen und zu verbinden, und

3. ihn zu bezeichnen und auszudrücken und in diesem letztern besteht eigentlich der Styl. Aber auch von dem Inhalte gehört etwas zum Styl. Nämlich alle Gedanken und Ausdrücke, welche in der Materie selbst und in ihr allein schon liegen, der Verfasser sey dabei von welchem Charakter und von welcher Seelbestimmung er wolle, gehören lediglich zum Inhalte des Werks. Aber sofern der Verfasser in dem Gegenstande zugleich sich selbst darstellt, die ihm eigenthümliche Art zu erkennen, zu empfinden, zu begehren ausdrückt, es mag diese Art

ihm überhaupt eigen, oder in Hinsicht auf besondere Materien nach seiner jedesmaligen besondern Gemüthslage besonders eigen seyn, so gehört dieß mit zur Schreibart. Die Lehre vom Styl befaßt also nicht blos die äußere Schreibart — den Ausdruck — sondern auch die innere Art der Gedanken-Bildung und Verknüpfung.

Der Styl ist verschieden

A. nach den Absichten des Vortrags, welche sind:

a. Belehrung und Ueberzeugung;
b. Ueberredung;
c. Rührung;
d. Unterhaltung der Einbildungskraft;
e. Belustigungen 2c.

B. nach dem beständigen Charakter, oder der jedesmaligen Laune des Schreibenden, bei jeder dieser Absichten. So kann der Styl seyn, diffus, concise, schwach, stark, trocken, blühend, schwer, plan, nette, elegant 2c.

Die Vollkommenheit der Schreibart besteht überhaupt in ihrer Uebereinstimmung als Mittel zum Zweck. Der allgemeine Zweck aller Rede- und Schriftwerke ist,

1. verstanden zu werden, und zwar

2. mit Wohlgefallen, sowohl negativem als positivem, nämlich ohne Unlust, und mit wirklicher Lust.

Die allgemeine Eigenschaft des vollkommnen, d. i. seinem Zwecke angemessensten Styls, ist folglich

1. Verständlichkeit,

2. Schönheit, Wirksamkeit. Also treffen zusammen Erfordernisse des Verstandes und Geschmacks, da denn die ersteren nie fehlen dürfen, die letzteren ohne die ersteren aber nie statt haben können.

Bei allen Schriftwerken — und Vorträgen — kommt es auf drei Hauptpunkte an:

1. Auf das Quid? — Invention und Meditation — bestimmt wissen, was man sagen, und was für eine Absicht man erreichen will, ist das Erste. Es müssen die Gedanken mit der Natur der Sache, der Ausdruck mit den Gedanken stimmen. Ueberzeugende, anschauliche, gefühlvolle Conception der Sache, und natürliche, richtige und kräftige Ausdrückung und Darstellung muß zusammen seyn. Was zur Erreichung der Absicht nichts beiträgt,

oder gar ihr hinderlich ist, muß, so schön es sonst seyn mag, wegbleiben; aber es soll auch nichts, was dazu dient, übergangen werden. Je bestimmter, richtiger, klarer man das Ganze sowohl als seine Theile gedacht hat, desto richtiger, nachdrücklicher und deutlicher wird auch die Darstellung.

2. Quo quidque loco, auf die Disposition, daß die Theile gehörig auf und aus einander folgen, wo jedes Argument an der Stelle steht, wo es am wirksamsten ist, zum Zwecke des Ganzen.

3. Quomodo — auf Diktion und Komposition, daß alles so, und in der Verbindung gesagt ist, wie es am deutlichsten, faßlichsten, kräftigsten, wohlgefälligsten für den Leser und Hörer seyn muß. Der Styl geht eigentlich nur auf dieses dritte Stück, und setzt also, was die beiden erstern fordern, voraus, nämlich Meister der Sachen seyn, und die Sprache völlig in seiner Gewalt haben. Die vollkommenste Schreibart ist die, welche die größte Fülle von richtigen und interessanten Gedanken am schnellsten und aufs leichteste und lebendigste in die Seele bringt. Der Leser und Zuhörer muß ohne allen An-

stoß, ohne den Ausdruck und die Worte zu bemerken, gleichsam unmittelbar alle Gedanken des Schreibenden, und zwar mit der größten Klarheit, Leichtigkeit und Lust selbst denken, so wie jener sie sich gedacht hat.

Daraus ergeben sich die Erfordernisse in Absicht auf Diktion und Komposition oder Bau der Sätze. Die Diktion muß seyn in der besten herrschenden Schrift- und Umgangssprache, rein, sprachrichtig und schicklich. Außerdem ist sie anstößig wegen Barbarismen, Solöcismen — Fehler im Syntax — Vulgarismen — unedeln Ausdrücken. — Dieß sind aber nur die negativen Tugenden der Diktion. Die affirmative ist, daß sie treffend — angemessen, bestimmt — sey, d. i. nichts anderes, nichts mehreres, nichts wenigeres, als das sage, was gesagt werden soll, und dieß aufs kürzeste, lebhafteste und genauste.

Die Komposition oder der Bau der Sätze erfordert Klarheit, Einheit und Faßlichkeit, Stärke und Lebhaftigkeit, Harmonie und Numerus oder gehörige Wahl und Abwechselung der Perioden und einfachen Sätze.

A. Die Diktion deutscher Werke der Redekunst also muß seyn:

1. Rein hochdeutsch – demnach frei,

a. von Archaismen, sowohl in Wörtern als Redensarten und Wendungen. Wie jede lebendige Sprache, so auch die deutsche, entladet sich mancher Ausdrücke, theils unbedingt, wenn diese Ausdrücke etwas Verstümmeltes oder in Absicht auf Abstammung Unkenntliches, oder etwas Widriges, Anstößiges in Form oder Klang haben; theils bedingt, wenn andere bessere, sinnverwandte oder sinnähnliche an die Stelle kommen. Aber viele Ausdrücke veralten unverdienter Weise, und sind manchmal treffender als jeder andere Ausdruck. Der Dichter und Komiker reizt durch sie zur Aufmerksamkeit. Im Gerichtsstyl und Kanzleistyl findet man sie am meisten; doch sind die hier vorkommenden in den edlern Styl nicht zuzulassen.

b. Von Provinzialismen und Vulgarismen, im Genus, in Bezeichnungsarten und in eigenen Wörtern und Wendungen. Aber die Schriftsprache kann dadurch noch bereichert werden.

c. Von Peregrinismen; Latinismen, als: Es fehlte soviel, daß er sich hätte erbitten lassen, daß er mich vielmehr grausam behandelte; die sie aus dem nämlichen Jahrhunderte zu seyn urtheilten ꝛc.; Gallicismen, als: Er machte ihn tanzen ꝛc. Aber man kann den Purismus in Worten zu weit treiben, indem man für fremde Ausdrücke solche deutsche braucht, die unverständlich und schielend, und für die Aufmerksamkeit störender sind, als fremde, z. B. statt Sansculotte — Baarschenkler, statt Konsul — Volksberather.

d. Von Neologismen; für neue Begriffe und Modifikationen von Begriffen ist es wohl besser, neue Ausdrücke zu prägen, als Homonymen zu häufen, oder Umschreibungen zu brauchen. Der neue Ausdruck muß aber verständlich, wohlklingend und kurz seyn.

2. Sprachrichtig, d. i. dem Sprachgebrauch gemäß und analog. Dieser, sofern er von dem Sprachgebrauch anderer Völker abweicht, macht das Eigenthümliche — den Genius — sofern er in einzeinen Fällen abweicht, die Eigenheiten. — Idiotismen — der Sprache aus

— in der Syntax oder Konstruktion, wie in der Orthographie.

3. Schicklich, anständig und edel, d. i. nicht dem sittlichen Gefühl, oder dem feinern Geschmack zuwider, nicht schmutzig, pöbelhaft, ekelhaft, lüderlich. Absolut unedel ist, was unter allen Umständen anstößig seyn muß; relativ unedel kann etwas in Hinsicht auf eine besondere Gattung von Schreibart seyn. Denn man unterscheidet den vertraulichen — niedern, mittlern und höhern — den glänzenden, blühenden, malerischen und naiven Styl. Die Würde des Styls muß sich richten, nach dem Stande und der Würde

a. dessen, der da spricht,

b. derer, zu denen er spricht,

c. des Gegenstandes, worüber er spricht. — Sinkt er darunter, so wird er matt; steigt er höher, so ist er hochtrabend, affektirt.

4. Treffend, passend, d. i. er muß bestehn

a. aus eigenthümlichen, bestimmten, abgemessenen,

b. vielsagenden, darstellenden Ausdrücken.

Die Bestimmtheit im Ausdruck setzt voraus, Bestimmtheit im Denken und tiefe Sachkenntniß. Der uneigentliche Ausdruck sagt nicht den rechten Gedanken, sondern einen damit verwandten, oder er sagt ihn nicht vollständig. Der unabgemessene — unpräcise — Ausdruck sagt den Gedanken nicht rein und scharf gezeichnet, sondern bringt Nebenvorstellungen hervor, die den Gedanken laxe und schwankend machen. Das Untreffende des Ausdrucks verdunkelt und schwächt den Gedanken. Der Ausdruck wird untreffend, wenn man

a. unter mehrern Arten der Darstellung, deren ein Begriff fähig ist, diejenige verfehlt, welche für die jedesmalige Absicht und Stelle, die meisten und klärsten Merkmahle hat, und folglich die bestimmteste ist;

b. wenn der Hauptbegriff durch Nebenbegriffe verdunkelt und geschwächt wird. Auch entspringt dieser, dem präcisen entgegengesetzte, Styl noch

c. aus Ueberfluß von Worten, womit schwache Schriftsteller dem Mangel an Präcision abhelfen wollen;

d. aus Fehlbrauch der Synonymen. — Pleonasmus entsteht, wenn zur Bezeichnung der Gedanken mehr Wörter verschwendet werden, als nöthig sind: Tavtologie aber wiederholt einerlei Gedanken mit verschiedenen Ausdrücken, sagt dasselbe zwei- oder mehreremal. Ihr entgegen ist gedrungene, fruchtbare Kürze. Aber Präcision muß den Styl nicht kahl und trocken machen; sie läßt Fülle und Schmuck zu, und es kommt an auf Materie und Zweck, wie kurz und gedrungen, oder mit welchem Aufwande an rednerischem Schmuck zu schreiben ist. Das Treffende entfernt sich, so wie einerseits Ueberfluß, so andrerseits Unvollständigkeit im Ausdruck vorhanden ist. — Diese ist

a. grammatisch, wenn man Partikeln, Wörter ausläßt;

b. logisch, wenn Begriffe fehlen, die zum Verständniß des Ganzen erforderlich sind;

c. ästhetisch, wenn nicht der ganze Gedanke, und mit Wohlgefallen verstanden wird.

B. Eigenschaften der Sätze in der Komposition. Ein Gedanke,

der das Verhältniß zweier Hauptbegriffe, oder des Subjekts und Prädikats enthält, in Worten ausgedrückt, ist ein Redesatz. Die Sätze sind

1. in Absicht auf die Materie, d. i. die Vorstellungen,

a. einfach, wenn ein Satz blos aus dem Subjekt und seinem Prädikat besteht, oder

b. zusammengesetzt, wenn ein einziger Satz aus zwei oder mehr in ihm verbundenen Sätzen besteht. — Beide Arten, die einfachen sowohl als die zusammengesetzten sind dreifach:

α. nackte Sätze, wenn Subjekt und Prädikat ohne alle nähere Bestimmung ausgedrückt werden;

β. ausgebildete, wenn Subjekt und Prädikat nach ihren Eigenschaften, Verhältnissen und Umständen ausgebildet werden;

γ. erweiterte, wo die nähere Bestimmung des Subjekts und Prädikats, oder ihres Verhältnisses, nicht blos durch einzelne Redetheile, sondern durch ganze eingeschobene oder angehängte Sätze — Nebensätze — geschieht.

2. In Absicht auf Form, d. i. Gemüthslage des Sprechenden, sind sie erzählend, unterrichtend, bittend, befehlend, fragend, wünschend, ausrufend. Oft kommen in einem Satze mehrere dieser Formen vor.

Die Zusammensetzung der Sätze geschieht durch Konjunktionen, die die Verhältnisse bezeichnen. — Wird ein Satz, er sey einfach oder zusammengesetzt, durch Nebensätze erweitert, und der Sinn suspendirt, so entsteht daraus eine Periode. Die Wortfolge ist nicht in allen Sprachen einerlei. Die deutsche folgt darin den Gesetzen des Verstandes, das Unbestimmte geht voran, das Bestimmende folgt nach; indessen ist Inversion nicht nur erlaubt, sondern auch sprachgerecht.

In jeder Periode muß gesorgt werden:

1. für logische Richtigkeit und leichte Verständlichkeit;

2. für Einheit, d. i. für die genaueste Verwandtschaft der Theile;

3. für Wahl und Anordnung der verschiedenen Wörter und Glieder,

daß mit Klarheit und Einheit sich Schönheit und Stärke vereinige;

4. die Periode muß nicht allzulang seyn, nicht zu viele und zu lange Sätze enthalten; — jede Periode läßt sich mit einem Gemälde vergleichen. Aus der Beobachtung dieser Forderungen, gehn folgende Eigenschaften gut gebildeter Perioden hervor.

1. Klarheit, ist die Eigenschaft, da der ganze Gedanke rein durch den Sprachausdruck hindurch leuchtet. Das Gegentheil ist, Undeutlichkeit, Unverständlichkeit, Unfaßlichkeit. Es muß ein bestimmter Sinn, mit Gewißheit, ohne Zweifel und Schwanken, und auf eine leichte Art entnommen werden können. Also muß

a. in dem Vortrage wirklicher Sinn seyn. Einzelne Wörter haben eine Bedeutung, aber nicht das, was man Verstand nennt. Verstand kann nur in ganzen Sätzen und Urtheilen liegen. Das Wort Sinn drückt das Genus für Bedeutung und Verstand aus; entgegen ist ihm Nonsense, Unsinn. Gelehrte schreiben oft Nonsense, ohne es zu wissen, und Leser lesen Nonsense, ohne

es

es zu merken. Man könnte unterscheiden,

α. den rednerischen und dichterischen Nonsens, dessen Quelle liegt in der Verworrenheit der Gedanken, in Bildkrämerei, in Affektation des Kostbaren, Originalen, Neuen, Witzigen, Tiefsinnigen, kurz des Ausserordentlichen, z. B. meine Besinnungskraft war wenigstens 36 Stunden hinter meinem Bewußtseyn zurück; Schicksal, du bist doch ein wunderliches Ding, im Spiele des Knaben finde ich deinen Schattenriß; wenn eine Ulrika befiehlt, entblößt sich die noch undurchsuchte Natur in China; wenn das Wörterbuch der Zunge eine Lücke hat, so ist es Blasphemie, sie auszufüllen; ein Christ und ein weiser Mann ist allemal das, was er ist — ein Narr auch; — eine Wanne, davon nur wenige einen Tropfen zu fühlen vermögen und dergl.

β. den wissenschaftlichen grüblerischen Nonsens, da Dinge von sehr verwickelter Natur, ohne Analyse und deutliche Konception nach dunkeln Gefühlen oder nach Kunstwörtern quasi gedacht, eigentlich geahnt, und nun

entweder in hochtönenden Phrasen, oder in strenger methodischer Form vorgetragen werden, wie viele mystische, spekulative, politische, kritische und artistische Schriftsteller thun.

γ. den saalbadrigen Nonsens, wo mit allgemeinen, sehr vieldeutigen Ausdrücken nichts gesagt, obgleich viel geschwatzt wird, wie in Postillen und manchen Predigten.

b. Es muß nur ein Sinn in dem, was gesagt wird, seyn. Alles Zwej- oder Vieldeutige, Schwankende, Ungewisse muß vermieden werden. Der Schreibende muß seine Vorstellungen so ausdrücken und die Ausdrücke so ordnen, daß gerade die Gedanken, die er erwecken wollte, und keine andern bei dem Leser erweckt werden. Die Zweideutigkeit ist zwiefach:

α. entweder sind die einzelnen Wörter zweideutig — äquivoke, homonymische Ausdrücke, — und das sind die meisten in jeder Sprache; diese müssen nur so gebraucht werden, daß der einzige rechte Sinn klar durch die Verbindung mit andern Wörtern, in dem Redesatz bestimmt werde;

β. oder die Wörter eines Redesatzes werden so gestellt und verbunden, daß mehr als Ein Sinn herauskommt — ambiguitas — Der Ambiguität sind am meisten ausgesetzt

α. die Bezugswörter, pronomina relativa, possessiva und personalia. Es muß ganz unzweifelhaft, und ganz leicht zu finden seyn, auf welches von den mehreren vorausgegangenen Substantiven, sich diese Beziehungswörter wirklich beziehn, z. E. zweideutig ist der Satz: Ich habe ihn schon als Kind gekannt ꝛc.

β. die gleichlautenden Kasus — Nominativ und Accusativ, Genitiv und Dativ — der Nennwörter und Fürwörter;

γ. viele Bestimmungswörter, als nur, wenigstens, doch. Diese müssen so gestellt werden, daß sie nicht den Sinn schielend oder zweifelhaft machen.

c. Der Sinn muß leicht faßlich seyn; man muß dem Leser alle Mühe des Verstehens ersparen, sonst geht der Eindruck verloren. — Alles, was des Lesers Aufmerksamkeit von dem Inhalt ab auf den Ausdruck ziehet, und ihn gleichsam nöthigt, den Mängeln desselben

abzuhelfen, ist Fehler, Verworrenheit, Dunkelheit. Man klage nicht die Verworrenheit und Dunkelheit der Materie an; denn was man darüber zu sagen hat, muß deutlich und lichtvoll seyn. Quellen der Dunkelheit sind außer der Einmischung der Archaismen, Provinzialismen, Peregrinismen, Neologismen, Kunstwörter und ungewöhnlicher Ausdrücke, Unbeständigkeit im Gebrauch dieser Wörter, ungeschickte und gar zu häufige Participialkonstruktionen, vornehmlich ungewöhnliche Wortfolge und mehrere in einander geschobene Genitive. Verworrenheit aber, und folglich auch Dunkelheit, in Sätzen und Perioden, entsteht aus Mangel an Einheit.

2. Einheit. Vermöge dieser Eigenschaft sind die Theile einer guten Periode Theile von einem Hauptgedanken, der hervorsticht, und mit dem alle Theile, durch ein einziges Band zusammenhängen. Daraus entspringen folgende Regeln:

a. Während dem Lauf der Periode sollte die Scene nicht verändert werden, sondern die Person oder Sache, die im hellsten Licht — in casu recto — steht,

und auf die sich alles beziehn soll, sollte auch immer im hellsten Lichte bleiben.

b. Nie müssen in einen Satz Dinge hineingebracht werden, die zu wenig, oder gar nicht zu einander gehören. Diesen fatalen Fehler zu vermeiden, mache man lieber kleine Sätze, jeden besonders, obgleich dieß auch ein Fehler werden kann.

c. Parenthesen, die bisweilen als neugeborne Einfälle gut sind, vermeide man, sie sind meist Räder in den Rädern.

d. Der Satz, oder die Periode muß einen gehörigen Schluß haben, nicht unvollendet seyn, aber auch nicht am Schluß noch etwas nachschleppen, z. B. kein Mensch kann sich rühmen, daß er sich nie eine Uebereilung, die er vorher an andern getadelt hatte, vorzuwerfen gehabt, er sey auch wer er wolle.

e. Vermeide die Anakoluthie, wenn Nachsatz mit Vordersatz nicht zusammenstimmt, und was als Schluß gesagt ist, kein Schluß ist, z. B. wenn die Ausfuhr der Baumwolle wieder nachgegeben worden, so wird solches bekannt gemacht.

f. Vermeide Gedankensprünge, Mangel an Zwischensätzen, die sich nicht leicht suppliren lassen.

g. Vor allen Dingen unterscheide man Satz und Beweis, und frage bei allen Theilen, wozu sie in Hinsicht auf andere Theile, oder auf das Ganze dienen.

3. Stärke, Nachdruck. Sätze können Klarheit und Einheit haben, und doch kraftlos seyn. Die Stärke hängt ab:

a. Negativ: von der Schnelligkeit, womit der Ausdruck die Gedanken in die Seele führt. Regeln dazu:

α. entlade die Periode oder den Satz von allen überflüssigen Worten. Was nicht hilft, das schadet. Statt Phrasen setze einfache recht treffende Wörter. Lerne streichen, so gewinnst du an Stärke! Fehler sind Pleonasmus, Tavtologie.

β. Reinige den Satz von allen überflüssigen Gliedern; jedes Glied muß einen neuen und einen hieher gehörigen, zweckdienlichen Gedanken sagen, oder es muß wegbleiben, so schön es auch sonst seyn mag.

Außer dem Wortschwall, der den Styl lahm und schleppend macht, giebt es noch einen Fehler, den der Weitschweifigkeit, der darin besteht, daß nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze

Redesätze, Perioden und Ausführungen eingeschoben werden, die entweder von gar keinem Belange sind, oder nicht zur Natur der Sache und zu der jedesmaligen vernünftigen Absicht des Schriftstellers gehören. — Quellen der Weitschweifigkeit sind:

aa. Unmäßiger Gebrauch der Umschreibung — die jedoch als Redefigur auch schön seyn kann, wenn sie zweckmäßig ist;

bb. Uebermäßige Ausdehnung des Gedankens — Verbiage, Tirade; —

cc. wenn man seinen Lesern so wenig zutraut, daß man jeden Satz durch beständige Einschiebsel bestimmt und erklärt, — das ist der Styl der Paraphrasten, der langweiligen, d. i. geschwätzigen, und weitschweifigen Erzähler; —

dd. unmäßige Häufung der Epitheten, z. B. meine mir ewig unvergeßliche Frau;

ee. unnöthige Digressionen und Wiederholungen. — Eben so sorgfältig vermeide man aber von der andern Seite den Fehler der Unvollständigkeit, Trockenheit, Härte, kurz der fehlerhaften Kürze. Man beobachte

also das rechte Maaß der Schreibart, d. i. wähle die Einkleidung und Gedanken, die für die Absicht und Klasse von Lesern die zweckmäßigste ist; — Lakonische, aphoristische, spruchreiche Kürze, welche in einigen Fällen gut angebracht ist, ist in den meisten tadelnswerth.

b. Positiv:

α. von der Bedeutsamkeit des Ausdrucks. Regel dazu: Bemächtige dich eines Gedankens in seiner vollen Klarheit, ehe du an die Einkleidung denkst; wisse erst selbst recht, was du sagen willst, dann siehe zu, ob und wiefern der Gedanke zum Ganzen oder zum Zwecke gehöre; und nun erst wähle den rechten Ausdruck und das gehörige Licht, und glaube nicht, daß der beste Ausdruck auf den ersten Wurf gelinge, sondern daß Prosa soviel Mühe koste als Poesie.

β. Von dem rechten Gebrauch der Konjunktionen und Relationen, die gleichsam die Nerven der Sprache sind;

γ. von der rechten Stellung der Worte. Das Hauptwort stelle dahin, wo es am meisten auffällt, zuerst oder

zuletzt; daher Inversion. Die lateinische und griechische Sprache hat in dem Stück viel mehr Freiheit. Noch dient dazu,

δ. im climax die Glieder zu steigern und

ε. die Sätze mit bedeutenden Worten, und nicht mit Adverbien und unwichtigen Worten zu schließen; auch

ζ. beim Kontrast und der Vergleichung paria paribus referre, aber nicht Antithesen zu häufen.

Ueberhaupt dunkle, verworrene Sätze entspringen aus dunkeln, verwirrten Gedanken. Sprache und Gedanken, Logik und Rhetorik wirken auf einmal.

4. Wohlklang. Das Wohlgefallen des Ohrs — auch bei stillgelesenen Schriftstellern — reizt die Aufmerksamkeit, noch mehr beim mündlichen Vortrage. Wohlklang ist

a. qualitativer, Sonorität, leicht auszusprechende und fürs Ohr angenehme Mischung von Vokalen und Konsonanten.

b. quantitativer, Mischung von langen und kurzen theils Sylben, theils Wörtern, theils Sätzen und Perioden,

wobey das Ohr und der Geist Wohlgefallen empfinden. Der quantitative Wohlklang macht den **Numerus** aus.

a. Der **Sonorität** stehen entgegen:

α. die **Härte**, d. i. Schwierigkeit der Aussprache. Man vermeide daher harte Zusammenziehungen von Wörtern, und den Zusammenstoß vieler und harter Konsonanten, am Ende des einen und Anfang des andern Worts;

β. der **Mißlaut**, durch Zusammenstoß von einerlei oder verschiedenen Vokalen, **Hiatus**;

γ. der **Gleichlaut**, wenn mehrere nahe auf einander folgende, einfache oder zusammengesetzte Töne, d. i. Sylben, **einen** Klang haben.

b. **Numerus** heißt

α. **ein bequemes Verhältniß mehrerer Absätze** in Raum oder in der Zeit — Rhythmus — und in sofern besteht er in verhältnißmäßigen Abmessungen der verschiedenen Glieder der Sätze und Perioden, daß sie dem Geiste, dem Ohre und dem Athemholen desjenigen bequem fallen, der da redet, der ihm zuhört, der ihn lieset, wobei die zweckmä-

ßigste Abwechselung statt haben kann und soll;

β. der angenehmere Schlußfall einer Periode sowohl als ihrer Glieder, wodurch die Gedanken mit einem gewissen Schwunge und Gewicht auf das Ohr und Gemüth des Zuhörers fallen;

γ. endlich heißt es auch soviel als Metrum oder Sylbenmaaß, und auch in Absicht dessen soll Prose wohlklingend seyn.

Die beiden ersten Arten des Numerus gehören für Poesie sowohl als Prosa; die letzte Art aber ist in der Poesie gleichförmig in Zeilen allein, oder zugleich in Strophen, in der Prosa aber zweckmäßig abwechselnd und ungleichförmig. — Mannigfaltigkeit von langen und kurzen Wörtern, betonten und unbetonten Sylben in gehöriger Verbindung unter einander bringt den Numerus hervor. Ein wahrer Fehler ist Monotonie, d. i. Einerleiheit in Absicht auf die 3 Arten von Numerus, besonders in Absicht auf die dritte Art; wogegen Mangel an Numerus nur eine Abwesenheit der Schönheit ist. — Die Art von Wohlklang, da die Töne ihrer Qualität sowohl, als Quan-

tität nach mit dem Inhalte, den sie bezeichnen, übereinstimmen — man nennt sie nachahmende Harmonie — muß sich von selbst finden, sonst ist sie Spielerei.

c. Erfordernisse des Wohlklangs in Hinsicht auf ganze Aufsätze und Schriftwerke sind:

α. Einheit des Inhalts, woraus folgt Einheit des Tones, daß man nicht aus dem niedern in den höhern, aus dem lehrenden in den leidenschaftlichen falle.

β. Mannigfaltigkeit, oder Reichthum und Fülle. Im Styl geht Mannigfaltigkeit auf Ausdruck, Wortfolge, Redeform.

γ. Interesse, Neuheit im Inhalt, in der Darstellung, in Ausdrücken und Wendungen; diese beschränkt der Sprachgebrauch

Außer diesen allgemeinen Eigenschaften der vollkommnen Schreibart, die unbedingt nothwendig sind, giebt es noch andre, nur in gewissen Graden nothwendige Eigenschaften, welche von der Absicht des Schreibenden abhängen und zu

den verschiedenen Gattungen des Styls gehören.

Der Hauptgrund der Eintheilung der Arten des Styls ist die Absicht in Betracht des Inhalts sowohl, als der Form.

I. Erster Theilungspunkt. Besondere Arten des Styls für die einzelnen Seelenkräfte, und zwar

A. für die Sinnlichkeit; dazu gehört

1. Styl für die Einbildungskraft, oder figürlicher, bildlicher;

2. Styl für die Empfindungen,

a. für die schwachen und sanften, der rührende Styl,

b. für die starken und heftigen, der pathetische,

c. für die großen und erhabnen, der erhabne;

3. Styl für Witz und Scharfsinn:

a. der muntre und aufgeweckte,

b. der komische Styl. — Unterschied des prosaischen und poetischen Styls.

B. für die obern Seelenkräfte; dazu gehört:

1. der historische Styl,
2. der didaktische Styl,
3. der Geschäftsstyl.

II. Zweiter Theilungspunkt: Gattungen des Styls nach Verschiedenheit der äußern Form:

A. Gespräche,
B. Briefe,
C. Reden.

I. A. Styl für die Sinnlichkeit.

Die allgemeine Eigenschaft des Ausdrucks, welche auf die Sinnlichkeit stark wirkt, ist Anschaulichkeit und Lebhaftigkeit. Die Erweckung der Aufmerksamkeit, d. i. des Zustandes, da die Seele sich einer Sache lebhafter als alles übrigen bewußt ist, ist ein Erforderniß, ohne welches der Vortrag auf keine Seelenkraft recht wirken kann. Die Aufmerksamkeit zu erwecken dient negativ, die Entfernung alles dessen, was sie zerstreut oder ermüdet, und affirmativ, die Anwendung alles dessen, was sie anzieht und unterhält; unter andern dienen auch dazu die Figuren, welche

ursprünglich Sprache der Natur, nehmlich der Empfindung und Phantasie sind.

1. Mittel des Styls für die Einbildungskraft, d. i. für das Vermögen, welches theils angenommen abwesende Gegenstände vergegenwärtigt, theils nicht wahrgenommene neu schafft, theils selbst geistige und unsinnliche Begriffe versinnlicht und in Bilder kleidet, und die wirksamste Seelenkraft zumal für die schönen Künste ist. — Die Figuren für die Einbildung gehen alle auf Lebhaftigkeit des Ausdrucks, die darin besteht, daß derselbe eine Menge von Vorstellungen überaus anschaulich darstellt. Dahin gehören

a. die emphatischen, vielsagenden, prägnanten Ausdrücke, die viele wichtige Nebenvorstellungen zur Verstärkung des Hauptbegriffs enthalten;

b. die ästhetischen Epitheten, so fern sie neu, interessant, passend und darstellend sind. Dann

c. die Umschreibung — Periphrase, nicht Paraphrase — da ein Ding, statt seines Namens, durch eine oder mehrere seiner Bestimmungen — Züge — bezeichnet wird.

d. Die Beschreibung und Schilderung.

e. Die Vereinzelung — Individualisirung. Darstellung des abstracti in concreto, — das Beispiel.

f. Erweckung ähnlicher Vorstellungen, wie durch Anspielungen und Gleichniß. Auch das Intellektuelle kann zum Gleichniß für das Sinnliche dienen. Jedes Gleichniß muß neu, treffend, wirksam, nehmlich belehrend oder belebend und edel seyn.

g. Tropen, d. i. Figuren, da statt der einen Vorstellung eine andere gesetzt wird, um eine minder anschauliche und sinnliche, durch diesen Umtausch anschaulicher und sinnlicher zu machen. Hiezu gehören die Metapher, Synekdoche, Metonymie, Allegorie, Personifikation.

h. Vergegenwärtigung, zu welcher gehört

α. Vision, da man abwesende Dinge und Personen als gegenwärtig handeln und wirken läßt.

β. Apostrophe, da man etwas als gegenwärtig anredet, z. B. im Gebet.

γ. Gewisse Formen des natürlichen Gesprächstyls, wie Frage, Zweifel,

man sich im Namen des Lesers einen Einwurf macht, die Verbesserung, Praeteritio, Concessio, Aposiopesis. Durch diese Mittel wird ein Vortrag blühender, bildlicher, lebendiger.

2. Styl für die Empfindungen, die sich alle beziehen

a. auf Selbstliebe,

b. Sympathie,

c. sittliches Gefühl,

die alle in dem Bewußtseyn unseres eignen Zustandes bestehn und gleichsam der Uebergang oder Mittelstand zwischen Erkennen und Wollen sind. Sie sind angenehme und unangenehme, oder gemischte, je nachdem sie mit Hinneigung, Beifall, Billigung, Begehren, oder mit Abneigung, Mißbilligung, Verabscheuung verbunden sind, oder ein Begehren oder Verabscheuen entgegengesetzter Objekte, beide in merklichem Grade, enthalten. Sie sind theils volle Gefühle, theils denkende Empfindnisse. Ihre höhern Grade sind Gemüthsbewegung, Affekt, Leidenschaft. — Alle Empfindungen sind angenehm und unterhaltend, sofern sie der Seele eine mäßige Beschäftigung gewähren, selbst die wegen ihres Gegenstandes

unangenehmen, wenn der Abscheu vor dem Gegenstande das angenehme Gefühl der Beschäftigung nur nicht überwiegt.

Der Styl für die Empfindungen hat folgende Mittel:

a. Die des Styls für die Einbildungskraft, denn was stark auf das Vorstellungsvermögen wirkt, das wirkt unmittelbar auch auf das Gefühlsvermögen.

b. Die Eigenthümlichkeiten des Ausdrucks, die aus der eignen Rührung und Gemüthsbewegung des Schriftstellers hervorgehen. Es äußert sich nämlich ein gewisser Grad des durch lebhafte Konception des Gegenstandes bei dem Verfasser selbst rege gewordnen Gefühls, in dem was man Sprache der Empfindung nennt, und was sich durch keine Kunst nachahmen läßt. Frostig wird der Styl, der auf Empfindung wirken soll, wenn er wegen zu kleiner, unbedeutender, unwichtiger Gegenstände, oder wegen der aus Mangel eigner Begeisterung verfehlten Sprache der Empfindung, oder aus Empfindelei oder Affektation, das Gemüth des Lesers kalt, oder abwendig macht. Die Art des Frostigen, die aus einer

übertriebenen Sprache der stärkeren Leidenschaften entsteht, heißt Parenthyrsus.

Besondere Formen der Sprache der Empfindung überhaupt sind: Die Ausrufung, die Uebertreibung, die ebensowohl in Litote, als Hyperbel bestehen kann; die Ellipse und Abgebrochenheit, wohin das Asyndeton gehört; die Ironie, die besser in der mündlichen Rede wirkt; der Wunsch, die Bedrohung, Betheurung, Beschwörung, Verwünschung.

Der an die Empfindungen gerichtete Vortrag bezweckt entweder Rührung oder Anfeuerung und Begeisterung, oder Staunen und Bewunderung. Nach dem ersten Zwecke gebildet ist der Styl rührend, nach dem andern pathetisch, nach dem dritten erhaben.

Der Schriftsteller kann auf zweierlei Art rühren:

1. wenn er seine eignen Empfindungen und Leidenschaften vorlegt und seinen Gemüthszustand schildert;

2. wenn er die rührenden Gegenstände und Begebenheiten, nach ihren Ursachen, Wirkungen und Umständen darstellt, und zwar wird die Darstellung seyn können

entweder schildernd, oder erzählend, oder dramatisirend.

Dabei muß wahr und treffend dargestellt werden:

α. die Entstehung, der Wachsthum, die Uebergänge, Mischungen, Abnahme der Leidenschaften;

β. ihr Einfluß auf Gesinnungen und Ausdruck;

γ. der eigenthümliche Charakter der handelnden Personen, und wie durch diesen Charakter Leidenschaften, Gesinnungen und Ausdruck bestimmt werden.

Rührend heißt:

1. was das Gemüth zur Lust und Unlust bewegt,

2 was vermischte Gemüthsbewegungen erregt,

3. was schwächere und sanftere Empfindnisse erweckt.

Der rührende Styl, der auf schwache und sanfte Empfindungen geht, sie mögen sanft spielende, oder mit sanftem Ernst rührende seyn, besteht also darin, daß man Empfindungen in gewissen mittlern Graden des Lichts, wobei sich die größte Mannigfaltigkeit findet, darstelle, und sie, ohne Verletzung der Schön-

heit, wahr und kräftig auszudrücken wisse.

Der pathetische Styl gehört, wegen der heftigen Leidenschaften — παθος — und der damit verbundenen außerordentlichen Art der Ansicht des Gangs und Wechsels der Vorstellungen zu der höhern Schreibart. Durch ein Streben nach ihm ohne Begeisterung und eigne starke Empfindung entsteht Frost und Parenthyrsus.

Der erhabene Styl erweckt Bewunderung, Erstaunen, Ehrfurcht sammt allen Leidenschaften von der rührenden und pathetischen Art, sofern sie durch eine ungewöhnliche Stärke, oder durch ungewöhnliche Wirkungen, Bewunderung, Erstaunen und Ehrfurcht gebieten. Groß und erhaben sind Empfindungen theils wegen ihrer Gegenstände, theils wegen ihrer Wirkungen.

Das Erhabene in Gegenständen theilt sich in das Physische, Intellektuelle und Moralische Erhabene.

Die Gegenstände sind entweder erhaben an sich, oder sie werden es erst durch die Vorstellung. Ferner sie versetzen das Gemüth bei ihrer Betrachtung in das

Gefühl des Erhabenen, entweder durch ihre Größe oder durch ihre Macht; jenes ist das mathematisch-, dieses das dynamisch-Erhabene, welches besteht in der Vorstellung der Natur, als einer schlechthin großen Macht, die aber über uns als moralische Wesen keine Gewalt hat. Das Erhabene und Große muß wahr seyn; übersteigt es die Möglichkeit, so wird es abentheuerlich, ungeheuer, und wegen der Anmaßung erhaben zu seyn, lächerlich. Die Wirkungen des Gefühls des Erhabnen und Großen sind, daß sie die Phantasie zu großen und starken Konceptionen bringen, die dann wieder zurück auf die Gefühle wirken.

Der Styl kann also erhaben seyn, theils sofern er erhabne Gegenstände uns so darstellt, daß sie Bewunderung und Ehrfurcht erwecken; theils sofern der Redende seine eigne Bewunderung ausdrückt. Im letztern Falle nimmt der Ausdruck bald den Charakter des Rührenden, bald den des Pathetischen an; im erstern Falle macht die einfachste Einkleidung den stärksten Effekt. Auch das sittliche Böse kann, sofern es einen hohen

Grad von Geisteskraft offenbart, erhaben seyn. Fehler sind hier:

a. das Gesuchte im Schmuck, oder das Affektirte — Unredliche — im Ausdruck, welches Schwulst, Bombast giebt;

b. das dem Schwulst entgegenstehende Pathos, Gemeine oder Kriechende.

3. Styl für Witz und Scharfsinn. Witz ist das Vermögen, das Uebereinstimmende im Verschiedenen sowohl, als das Verschiedene in dem Aehnlichen bei Gegenständen der Sinnlichkeit wahrzunehmen; das Vermögen eben dieses beides bei Gegenständen des Verstandes — des abstrakten Denkens — wahrzunehmen, heißt Scharfsinn. Beide haben es mit Entdeckung der verborgenen und feineren Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zu thun, und beide laufen in einander. Die Entdeckung dieser einander bemerkbaren Beziehungen ist für die nach Neuheit strebende Seele schon an sich eine angenehme Unterhaltung, vollends aber, wenn sie mit Vergnügen der Phantasie und Empfindung verbunden ist.

Der Zustand der Seele beim Witz ist der Zustand einer mäßigen Beschäftigung, gleichweit entfernt von Anstrengung des Verstandes und von Erhitzung der Phantasie und des Gefühls. Witz setzt voraus eine anschauliche Konception, und eine reiche Ideenassociationsgabe. Der Styl für Witz fordert Wahrheit der Gedanken — daher Beurtheilungskraft nöthig ist — Klarheit, Natürlichkeit, Schicklichkeit, Neuheit, Interesse.

Der Witz hat außer den Figuren der Einbildungskraft noch einige eigenthümliche, die man mit dem allgemeinen Worte des Gegensatzes bezeichnen kann. Dahin gehören:

a. Der Kontrast.

α. Im weiteren Sinne ist er Zusammenstellung entgegengesetzter Vorstellungen. Die kontrastirenden Merkmale betreffen entweder die Größe oder die Beschaffenheit — Quantität oder Qualität; — je unähnlicher gleiche und je gleicher unähnliche Dinge sind, desto mehr kontrastiren sie. Der Kontrast ist aber

aa. Der vollkommne, der aus Entgegensetzung ganz widerstreitender Beschaf-

fenheiten, oder Größen entspringt, indem man Extreme den Extremen, oder Vollkommenheiten den Unvollkommenheiten entgegensetzt.

bb. Die zweite Art besteht in Zusammenstellung gleichartiger oder unähnlicher Gegenstände.

cc. Die dritte Art aus der Ungleichheit der gerade ähnlichen Beschaffenheiten.

β. Antithese im engern Sinne ist, wenn die entgegengesetzten Begriffe, die mit einander verbunden werden, verschieden lautende Namen haben; haben sie gleichlautende Namen, so nennt man es Paronomasie.

b. Die Parallele, welche in demselben Redesatz Bild und Gegenbild gleich neben einander stellt. Das Gleichniß ist eine ausgeführte Parallele.

c. Das Unerwartete.

α. Im engern Sinne die Hintergehung unserer Erwartung, wenn das nicht erfolgt, was wir vermuthen, oder gerade das Gegentheil;

β. Das Paradoxe, d. i. ein wahrer und interessanter Widerspruch gegen angenommene Meinungen.

γ. Das Naive ist ein Unerwartetes, das aus unschuldiger Offenherzigkeit entspringt, ein Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit gegen die zur Natur gewordne Verstellungskunst.

d. Denksprüche, Sentenzen, Maximen, d. i. wahre, klare, edle, kurze und interessante Lehren.

Schlechte Witzeleien sind: der Doppelsinn, das Wortspiel, das Räthsel, auch am unrechten Orte gebrauchte Sprüchwörter.

Vorzüglich äußern sich Witz und Scharfsinn bei der Absicht des Schriftstellers zu belustigen. In dem Betracht kann man unterscheiden

a. Den muntern scherzhaften Styl. Es werden aber Scherze entweder nur beiläufig gebraucht, oder es werden ganze Werke scherzhaft verfertigt. Scherz besteht darin, daß man etwas Lustiges thut oder sagt, in der Absicht, Andere damit zu belustigen. Der Scherz muß treffend und fein seyn — salzig; — frostig ist er, wenn er belustigen will durch Wendungen und Vergleichungen, deren Ungrund sich bei gerin-

gem Nachdenken offenbart; grob und plump ist er, wenn grobe und sinnliche Bilder dazu so gebraucht werden, wie sie auch dem gemeinsten Manne einfallen; abgeschmackt und geschroben wird er, wenn er auf Künsteleien und Wortspielen beruht. Ohne feinen Umfang läßt sich Urbanität nicht erlangen.

b. Den komischen Styl. Das Lächerliche ist die unerwartete und harmlose Abweichung von einer herrschenden Analogie vernünftiger oder vernünftigen-ähnlicher Wesen. Das Lächerliche vergnügt, indem es theils die Lebensgeister lebhaft bewegt, theils die Vorstellungskraft in Spiel setzt, theils auch wohl manchmal der Eigenliebe schmeichelt, oder durch den Gedanken an den Künstler und dessen Gemüthslage und Geschicklichkeit, Sympathie und Verwunderung oder Dankbarkeit erregt.

Das Lächerliche liegt entweder in der Materie, d. i. in Gedanken, Empfindungen und Handlungen der Menschen — das moralisch- oder praktisch-Lächerliche — oder in der Form, d. i. in dem Kontrast der Zeichen mit dem Bezeichneten, des Ausdrucks mit dem Inhalte —

das ästhetisch-Lächerliche — wie bei Laune, Naivität, Wortspiel. Noch kann man unterscheiden

a. das Lächerliche durch bloße Zusammenstellung, da Dinge, die an sich nichts Lächerliches enthalten, durch bloßes Nebeneinanderseyn, oder Aufeinanderfolgen lächerlich werden;

b. das Lächerliche des Zusammenhanges, da Dinge vereint werden, deren Vereinigung nach unsern Begriffen unmöglich oder unbegreiflich, oder höchst seltsam ist. Dahin gehören:

α. der Kontrast zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge, Zweck und Mittel;

β. die Entdeckung unerwarteter Aehnlichkeit zwischen ganz ungleichartig scheinenden Gegenständen;

γ. Kontrast des Großen und Kleinen, Wichtigen und Unwichtigen, des Edeln und Niedern, Ernsthaften und Lustigen in Gedanken und Ausdrücken, welcher Kontrast, mit jenen ersten Mitteln des Lächerlichen verbunden, die Wirkungen derselben verstärkt. Auf diese Arten des Kontrasts gründen sich

a) das Heroisch-Komische, welches kleine und unwichtige Gegenstände als groß und wichtig in einer feierlichen und prächtigen Sprache darstellt;

b) das Burleske, welches große und wichtige Gegenstände als klein und unwichtig vorstellt, und also unter der wirklichen Miene des Lachens belustigt, statt daß jenes, unter der angenommenen Miene des Ernstes, auf verdeckte Art belustigt;

c) die komische Parodie ist Anwendung einzelner Ausdrücke und Stellen aus einem ernsthaften Schriftsteller, auf kleine und niedrige Gegenstände, und hat zur Absicht, theils Lachen, theils auch wohl Verspottung des parodirten Schriftstellers;

d) das Travestiren ist die Art von Parodie, da der Inhalt beibehalten, und statt des hohen Styls, in welchem er eingekleidet war, in einen niedrigen umgekleidet wird;

e) das Launige ist die ernsthafte Vorstellung des Lächerlichen, und die lächerliche Vorstellung des Ernsthaften. Ironisch sind solche ernsthafte Vorstellungen des Lächerlichen, wenn es ästhe-

tisch gewiß ist, daß der Urheber sich nur verstellt, und das Gegentheil meint.

f) Persiflage ist die sinnliche Vorstellung des Kontrasts zwischen dem Innern und Aeußern, oder der falschen Größe in dem äußern Betragen eines Menschen.

g) Karrikatur ist die Uebertreibung der Theile und Eigenschaften eines Gegenstandes, um ihn durch den Kontrast lächerlich, oder, wenn er es schon war, noch lächerlicher zu machen.

h) Bonmot, witziger Einfall, ist ein kurzer sinnlich vollkommner Gedanke.

Außer dieser objektiven Eintheilung unterscheidet sich noch das Komische in Ansehung der Würde:

a. in das edle Komische, wovon das Heroisch-Komische der höchste Grund ist;

b. das untere, welches durch verschiedene Stufen hinuntergehn kann bis zum Drolligen. Sofern feine Anspielungen durchschimmern, entsteht das Lose, Schalkhafte, Muthwillige;

c. das Niedrig-Komische, welches nach dem stärksten Grade des Lächerlichen strebt, geht von der Sprache der

gebildeten Klasse — worin eben das Edle besteht — ab, und erlaubt sich in den Vorstellungen und Ausdrücken, selbst im Grammatischen, alles was nur Effekt macht. Verschiedene Arten davon sind: das Possierliche, die Posse, die Fratze, das Groteske u. s. w. aber nie söllten doch Schmutz, Grobheiten und Zoten vorkommen.

Unterschied des prosaischen und poetischen Styls.

Ein Gedicht ist eine verständige Darstellung ästhetischer Ideen durch Sprache; Beredtsamkeit ist eine ästhetische Darstellung logischer Ideen durch Sprache. Kant sagt: Poesie sey die Kunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen, und Beredtsamkeit sey die Kunst, ein Geschäft des Verstandes, als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben. Beim Gedicht ist die Hauptabsicht, ästhetische Ideen, d. i. Phantasmen und Empfindungen so auszudrücken, daß des Lesers Phantasie und Gefühl erweckt und gerührt werde, wozu Verstand und Urtheilskraft gehört; bei

Beredtsamkeit ist die Absicht, logische Ideen, d. i. Gründe der Ueberzeugung und Entschließung so auszudrücken, daß des Lesers Gemüth wirklich Beifall empfinde, und zum Wollen übergehe, wozu also Belebung des Denkens und Empfindens durch Phantasie und Energie gehört. Das Geschmackvolle der poetischen sowohl als prosaischen Komposition enthält zweckmäßige Uebereinstimmung derselben mit der Sinnlichkeit und dem Verstande, welche die beiden Bestandtheile des Geschmacks sind; aber der Zweck selbst ist verschieden. Poesie will auf die Phantasie wirken, Prosa auf den Verstand; jene will ergötzen und rühren, diese unterrichten, überzeugen, und Gesinnungen und Entschließungen bewirken. Zum Geist der Poesie gehört nicht unbedingt Metrum, Nachahmung, Erdichtung; Begeisterung aber, wiefern man darunter versteht Sprache der belebten Phantasie, ist ihr wesentlich.

Die Poesie ist älter als die Prosa, d. i. die ersten Kompositionen, die durch Tradition überliefert, oder schriftlich aufgezeichnet wurden, waren poetisch, anders hätten sie nicht die Aufmerksamkeit roher

Men=

Menschen angezogen. Die Gesetze waren poetisch, und vor Herodot hatten die Griechen nur eine poetische Geschichte.

2. Die Gattungen der Poesie waren anfangs gar nicht geschieden, sondern liefen in einander.

3. Alle Poesie, da sie ursprünglich gesungen, oder gesangmäßig deklamirt wurde, nahm dadurch ein Metrum an, und so entstand Verskunst.

Die Poetik hat

1. einen technischen Theil, d. i. Prosodie, welche die Sylben, ihre Gattung und Verbindung zum Gegenstande hat;

2. einen ästhetischen Theil, darunter gehören

1. Gattungen, im Allgemeinen, nach welchen die Poesie ist lyrisch (Ode, Hymne, Elegie), oder schildernd (Fabel, Allegorie, Erzählung, Epopee), auch beschreibend, oder dramatisch oder didaktisch (Satire, Episteln);

2. von jeder Gattung, Gehalt, Plan und Vortrag.

B. I. Styl für den Verstand, oder für die obern Seelenkräfte.

Verstand bezeichnet im weitern Sinne das Vermögen zu begreifen, zu urtheilen und zu schließen, also Scharfsinn, Urtheilskraft, Vernunft. Der Styl für den Verstand ist der, welcher zum eigentlichen und nächsten Zwecke Beschäftigung des Nachdenkens hat, und wo alles, was für Phantasie und Empfindung angebracht wird, jenem Hauptzweck untergeordnet und auf ihn bezogen ist, niemals aber demselben nachtheilig seyn muß. Die Hauptsache ist, daß man alles vermeide, was dem gebildeten Leser anstößig seyn, oder seine Aufmerksamkeit stören oder zerstreuen möchte; also sorge man für Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache, verhüte alle Dunkelheit und Verwirrung, erlaube sich nur die ruhigen Figuren, die die Aufmerksamkeit unterhalten, und auf den Gegenstand heften.

1) Der historische Styl findet Anwendung im Erzählen und Beschreiben; der Zweck ist Wahrheit zur Belehrung der Menschen. Daher die Erfordernisse:

a. Treue, nichts als Wahrheit und

die ganze Wahrheit, Unpartheilichkeit und Genauigkeit;

b. das Lehrreiche und Nützliche, es mag in dem Stoff oder in der Behandlung liegen.

Der Historiker soll den Mangel der Erfahrung ersetzen, soll sich also an den Verstand, nicht an die Phantasie wenden, folglich Ernst und Würde behaupten, und allen damit unverträglichen Schmuck und Witz verschmähen. — Die Erzählung muß haben:

1. Klarheit, Ordnung, Verknüpfung; als Meister seiner Erzählung muß der Historiker alles vor unsern Augen entstehen lassen, muß alles in große Gruppen ordnen, und durch schickliche Uebergänge verknüpfen. Es muß wenigstens theilweise Einheit des Plans herrschen.

2. Ernst und Würde;

3. Interesse.

Die Werke, die im historischen Style geschrieben seyn sollten, sind vielfach, ausführliche Geschichtswerke, Annalen, Denkschriften, Biographieen, erdichtete Geschichten, als Erzählungen, Mährchen,

Novellen, Romane, theils ernsthafte, theils komische, theils Ritterromane.

In Hinsicht auf die Form ist der historische Styl entweder blos erzählend, oder dialogisirt, oder beides zugleich, oder in Briefen abgefaßt. Der Styl verträgt mehr Schmuck und Malerei, sofern er mehr auf Unterhaltung für die Sinnlichkeit berechnet ist; aber nie sollte er Wahrscheinlichkeit verletzen.

Anm. 1. Die menschliche Seele hat einen Hang sich Welten zu schaffen, nach ihrem Sinn, um ihre Sehnsucht zu stillen — Accommodando rerum simulacra ad animi desideria, wie Baco sagt, non submittendo animum rebus; quod ratio facit et historia. Ein Beweis von der Würde und Vortrefflichkeit der menschlichen Seele, die sich nicht an der Wirklichkeit genügen läßt. Daraus entspringt alle Erdichtung.

Anm. 2. Es können die erdichteten Erzählungen sehr nützlich seyn, durch Auszeichnung der Irrwege und Darstellung der Tugend, auch haben die weisesten Männer Fabeln und Erdichtungen zu Vehikeln der Lehren gebraucht und epi-

sche und dramatische Dichtkunst brauchen sie noch.

2) Der didaktische Styl, der entweder bloß den Verstand unterrichten, oder auf den Willen wirken soll. Im letztern Falle verträgt er mehr Schmuck und Witz. Aber auch im ersten Falle muß der Verfasser den Leser aufmerksam zu machen, und zu interessiren wissen.

Seine Erfordernisse sind:

1. Deutlichkeit, in Absicht auf Plan, Sachen, Worte; Dunkelheit der Gegenstände entschuldigt nicht.

2. Genauigkeit, oder Präcision.

3. Anmuth durch Erläuterungen, hergenommen von dem, was wirklich vorhanden ist, oder geschieht. Lieber allzu einfach, als zu geschmückt.

3) Geschäftsstyl bezieht sich auf Geschäfte, d. i. Angelegenheiten, die unter einer Art von Pflichtzwang stehen. Der Geschäftsstyl als Mittel, solche Angelegenheiten der Menschen gegen einander zu äußern und zu betreiben, hat zum Zweck, in allen Fällen den Verstand zu unterrichten, und in manchen Fällen auch den Willen zu bestimmen, aber nur durch Unterrichtung des Verstandes. Das Haupt-

erforderniß ist die vollkommenste Verständlichkeit sowohl als kräftige Darstellung der Gründe. — Gattungen des Geschäftsstyls sind:

A. Für öffentliche Geschäfte,

1. der Kanzlei- oder Kurialstyl. Dieser ist Hofstyl in Verhandlungen, theils mit dem Auslande, theils im Staate, und da zwischen Obern und Niedern, Niedern und Obern, oder zwischen Gleichen.

2. Gerichtsstyl, theils in gerichtlichen Verhandlungen des Richters, des Rechtsuchenden, der Unterbehörden an die Obern, theils in außergerichtlichen Geschäften.

B. Für Privatgeschäfte, Briefe, Schuldscheine, Empfangscheine u. s. w.

Der öffentliche Geschäftsstyl hat seine eigne technische Sprache und hergebrachte Courtoisie, die auf gutem Grunde beruht.

II. Unterschied der Schriftwerke nach der äußern Form. Das Wesen des Styls wird durch die äußere Form nicht geändert. Seine vornehmsten Formen sind:

A. Die Dialogische. Der Dialog soll eine natürliche und belebte Dar-

stellung einer wirklichen Unterredung seyn, so daß die Charaktere und Sitten der Sprechenden durchschimmern, und das Eigenthümliche des Ausdrucks jedem verbleibt; dadurch erhält der Leser

1. angenehme Unterhaltung,

2. volle Uebersicht des Streits und der Gründe von allen Seiten bei philosophischen Dialogen. Die Neuern haben darin eine frostige und schaale Manier. Das eigenthümliche Feld des Dialogs ist aber das Schauspiel.

B. Die Epistolarische. Ein Brief ist ein Aufsatz, an einen Abwesenden gerichtet, um ihm statt der mündlichen Unterhaltung zu dienen. Er soll die Eigenschaft der mündlichen Rede annehmen, also leicht, kunstlos, natürlich seyn, aber doch in mittler, korrekter und ungeputzter Sprache. Er muß frisch aus der Seele gekommen seyn, und daher jeden Ton der Seele annehmen. Das Ceremoniel in Briefen sollte nicht weiter gehn, als das im Umgange, und im Umgange wird doch niemand die solennen Formeln der Anrede, der Benennung im Context und des Beschlusses gebrauchen.

Alles läßt sich in Briefform einkleiden. — Eulers Briefe — Engels Mimik — Seneka's Briefe. — Es sind Briefe an das Publikum, oder Abhandlungen in Briefen. — Viel von dem Verdienst und der Anmuth des Briefstyls kommt davon her, daß wir in Bekanntschaft mit dem, der ihn schreibt, gerathen; wir sehen dann auf den Mann, nicht auf den Autor. Plinii Briefe riechen wohl nach der Lampe.

C. Die Rednerische. Eine Rede ist ein Schriftwerk, bestimmt für den mündlichen Vortrag, in der Absicht Andre zu belehren, zu ergötzen, oder zu einem Entschluß zu bringen. —

Beredtsamkeit ist, nach der gewöhnlichen Erklärung, die Fertigkeit, Andre auf eine wirkliche Art zu überreden, und die Ueberredung soll entstehen durch ästhetische Gründe, im Gegensatz gegen logische, welche Ueberzeugung wirken. Nach der schulgerechten Form besteht die Rede

a. aus Eingang;

b. Thema, sammt der Eintheilung;

c. Erklärung, wohin Beweggründe und Widerlegungen gehören;

d. dem pathetischen und rührendem Theile;

e. dem Beschluß.

Reden sind ihrem Inhalte nach vielfach. Die hauptsächlichsten Arten sind

1. politische, über Staatsangelegenheiten;

2. gerichtliche, Anklagen und Vertheidigungen;

3. Lobreden. — Dem Redner muß zu Hülfe kommen die äußere Beredtsamkeit, Deklamation und Aktion, wenn er den Zweck seiner Rede vollständig und sicher erreichen will.

Beredtsamkeit ist wegen des falschen Begriffs, den man davon hat, jetzt schlecht geachtet. Man meint damit die Kunst, schwache Beweisgründe scheinbar zu machen, so zu reden, daß man vergnügt, das Ohr kützelt; die Kunst, sich, ohne zu denken, im reden unterhalten zu können. Diese Kunst verdient alle Verachtung. — Beredtsamkeit aber ist vielmehr die Kunst so zu reden und zu schreiben, daß der Zweck erreicht wird, warum man redet oder schreibt. Ihr Zweck

ist aber zu **belehren**, zu **vergnügen**, zu **vermögen** — d. h. zum Handeln zu bewegen, persuadere, oder überhaupt auf seine Mitmenschen zu wirken. Wer seinen Ausdruck **dem Zweck am angemessensten einrichtet**, ist der beredteste. Bei allen Materien findet Beredtsamkeit statt, in Geschichte, sogar in Philosophie. — Aber der wichtigste Gegenstand des Redens ist Handlung, also auch der Hauptzweck **Persuasion** — Lenkung der Gemüther. — Da nun Absicht der Reden ist, Andre zum Beifall, oder zum Entschluß zu bringen, oder zu ergötzen nach den 3 Funktionen des Geistes: Denken, Handeln, Empfinden; so folgt, daß zu diesem Zwecke nöthig sind:

1. **triftige Gründe**,
2. **klare Methode**,
3. **Charakter von Rechtschaffenheit** im Sprechen, verbunden mit Annehmlichkeit des Styls und Vortrags, wodurch die Aufmerksamkeit angezogen wird. **Richtiger Verstand** — bon sens — ist der Grund von allem; den Thoren können nur Thoren überreden. **Ueberzeugen** ist verschieden von Ueberreden, Bereden. Letzteres begreift das

mit, daß die Neigung zum Handeln gewonnen und gestärkt werde. Beredtsamkeit kann gemißbraucht werden; Vernunft auch! Gebt der Wahrheit und Tugend dieselben Waffen, die die Falschheit und das Laster haben, sie werden siegen. — Beredtsamkeit ist keine Schulerfindung; jedermann ist beredt, wenn er im Eifer ist. Die Kunst soll hier bloß der Natur nachhelfen, und je mehr wir die ächte studiren, desto besser werden wir sie von falscher unterscheiden.

Drei Gattungen der Beredtsamkeit giebt es:

1. Panegyrische und komplimentarische, nach dem Zweck der Kunst zu ergötzen;

2. Didaskalische Beredtsamkeit nach dem Zweck zu interessiren, zu rühren und fortzureissen, so daß wir lieben, hassen, begehren, wollen, was der Redner will. Das letzte gilt in Volksversammlungen und auf Kanzeln. Wahre Beredtsamkeit ist nicht ohne Wärme und Empfindung, daher das Verächtliche aller falschen Kunst; kein Skeptiker, kein Miethling kann mit Wärme und wahrer natürlicher Empfindung reden.

Beredtsamkeit fordert natürliche Talente und künstliche Ausbildung, Richtigkeit des Verstandes, Bekanntschaft mit der menschlichen Natur, starke Empfindlichkeit, lebhafte Einbildungskraft, korrektes Urtheil und Gewalt über die Sprache.

Hohe männliche und gewaltige Beredtsamkeit ist nur bei politischer Freiheit zu suchen. Anderwärts fehlt sie aus Mangel an Gewöhnung und an Scene. Beredtsamkeit roher und wilder Völker ist nichts als poetischer Enthusiasmus. Bei einer Zusammenkunft mit einigen Gliedern der Virginischen Regierung drückten die Abgeordneten der Indianer ihre friedlichen Gesinnungen also aus: „Dicke Väter! möge der große Geist die Kette unserer Freundschaft poliren, und möge der Fußpfad zwischen uns dergestalt erhalten werden, daß ein kleines Kind ihn finden kann, wenn die Sonne in ihrer Bettdecke, unter den westlichen Gewässern schläft.“ — Die griechischen Republiken waren das weiteste Feld für die Beredtsamkeit. — Der Flor der griechischen Staaten dauerte von der Schlacht bei Marathon bis auf Alexander, 150

Jahre lang. In dieser Zeit lebten ihre Poeten, Philosophen und besonders Redner; jene blieben, aber Beredtsamkeit ging ganz unter. — Hauptsitz der Beredtsamkeit aber war Athen. Die Athener waren sinnreich, fröhlich, geübt in Gesellschaften und Revolutionen; ein demokratischer Senat von 500 stand an der Spitze der Regierung. Die Majestät aber hatte das Volk. Alles geschah durch geschickte Leitung der Leidenschaften, in den Volksversammlungen, Gesetze, Krieg, Frieden, Aemterbesetzung. Beredtsamkeit war daselbst also nicht schimmernd, künstlich, sondern zweckmäßig, wirksam, um den Staat zu regieren. In Staatsgefahr und Noth, wenn der Herold rief: τις λεγειν βυλεται! durfte kein seichter Deklamator auftreten. Demosthenes zitterte und bebte, denn die Redner mußten für den Ausgang des gegebnen Raths mit Gut und Blut stehen. So entstand naive und vigoureuse Beredtsamkeit aus dem Zwist von Partheigeist und Freiheit, Staatshändeln und geschäftigem Leben, und nicht aus Muse und Spekulation. — Dreierlei Arten von Reden kannte man zu Rom und in Griechenland: Staats-,

Gerichts- und Lobreden, wie Perikles Leichenrede im Thucydides. Kein Monarch kann so eine Schule wahrer Beredtsamkeit gründen, als diese war. Pisistratus war nach Plato der erste große Redner; dann Perikles, der 40 Jahre Athen regierte; man nannte ihn Olympius, und das Volk hegte zu ihm unbegränztes Zutrauen. Er zuerst brachte Reden zu Papier, ehe sie gehalten wurden. Nach Perikles, da man die Gewalt der Beredtsamkeit kannte, traten Professoren auf, Rhetores oder Sophisten genannt, — Protagoras, Prodikus, Gorgias von Leontium u. a. m.

Sie verbanden damit eine subtile Logik und waren metaphysische Skeptiker. Von des Letztern Deklamation zeugt ein Fragment, daß er nieblich und künstlich, voll Antithesen und Spitzen war. Diese Rhetores und Sophisten gaben nicht nur Regeln und Theoreme, sondern Recepte und Proben*, für und wider in jedem Satz zu reden; daher das durch sie entstehende Verderben so groß war. Sokrates rief die Menschen zurück zur natürlichen Sprache und zu gesunden Gedanken. Sokrates war einer der ersten Lehrer der

Beredtsamkeit, er arbeitete mühsam und sorgfältig, unter andern 10 Jahre an dem Panegyrikus. Grübeln über den Numerus war seine Sache, wie des Cicero, welches Jünglingen gefällt. — Außerdem Isäus und Lysias. Schüler des Isäus war Demosthenes. Dieser legte sich auf den vehementen Styl des Perikles, wozu ihm die macedonischen Händel herrlichen Stoff gaben, den er in den Olynthischen und Philippischen Reden bearbeitete. Er eifert, schilt, legt Pläne vor, beweist wenig Schmuck, aber Energie, man vergißt den Redner und denkt bloß aus Geschäft. Aeschines, sein Nebenbuhler, liebt Unart und Schimpfen, der Styl ist stark und gedrungen, aber barsch und abrupt; sein Vortrag heftig. Mit dem Verlust der Freiheit verloren sich die Redner. Demetrius Phalareus delectabat, sagt Cicero, magis quam inflammabat.

Die Römer entlehnten Gelehrsamkeit, Poesie und Eleganz von den Griechen, waren nicht so lebhaft und empfindlich, nicht so spitz und fröhlich, doch phlegmatischer, gravitätischer und prächtiger, ihre Sprache auch so. Im Griechi-

schen redet mehr Naturgenie, im Römischen mehr Regelmäßigkeit und Kunst. Ihre ersten Redner hatten horridum et asperum genus dicendi; von Cicero und Hortensius erst fing es sich zu verfeinern an. Cicero hob die Kunst hoch, er ist fein in der captatio benevolentiae, stark in klarer Methode, er geht erst darauf zu überzeugen, dann zu rühren, besonders die sanfte Leidenschaft. Seine tiefe Sprachkunde und hoher Numerus geben seinen Reden einen noch größern Werth und eindringlichere Kraft. Seine Reden haben verschiednen Charakter nach Verschiedenheit der Zuhörer, aber im Ganzen zu viel Parade von Beredtsamkeit. Er sucht mehr seiner Kunst Bewundrung, als seiner Sache Ueberzeugung zu gewinnen, ist oft nicht stark genug und zu prahlerisch. Brutus nannte ihn fractum et elumbem. Mit Demosthenes verglichen unterscheidet sich Cicero von diesem hauptsächlich darin, daß Demosthenes sich ganz über die Sache vergißt, Cicero sich nie vergißt, noch vergessen läßt, sondern agirt. — Andre Zeitgenossen hatten tumidum et Asianum et molle dicendi genus, von den zwei damaligen Sekten

Attici

Attici und Asiani. — Nach Cicero verschied die Eloquenz wegen des Despotism, und der sklavischen schmeichlerischen üppigen Hofsitten. Nur gewöhnliche Beredtsamkeit blieb noch; aber die Schola declamatoria verdarb alles. Es wurden Reden über erdichtete und gar phantastische Sätze gehalten, und alle Arten von falschem und affektirtem Schmuck gebraucht. Bei den griechischen Sophisten artete Beredtsamkeit aus in Subtilität und Sophisterei, bei den römischen Deklamatoren ins Niedliche und Affektirte mit untermischtem Bombast — Seneka, Plinius. — Unter den Christen lebte, als die große Staatsberedtsamkeit unterging, die heilige Beredtsamkeit auf, voll Feierlichkeit und Würde, die aber doch in einigen Stücken von dem Studium der heidnischen Redner äußern Anstrich und Politur annahm.

Nie indessen ist das Reden so geehrt und geübt worden, als vormals in Griechenland und in Rom; auch der Charakter der Beredtsamkeit ist nicht mehr der alte erhabene, heftige. — Die Kanzel ist fast ihr einziger Schauplatz. Zwei

Länder, Frankreich und England, allein der Beredtsamkeit fähig, haben doch bei aller Größe ihrer Schriftsteller in Prosa und Poesie keine Redner erzeugt, die den alten gleichen. In England giebt das Parlement herrliche Gelegenheit zum Reden. In ihm herrscht kühnes Genie gesetzgebender Volksversammlungen, und doch sind die dort gehaltnen Reden schlecht, wie auch Hume klagt, England habe alle Arten von Genies, nur nicht Redner! Diese sind nicht einmal so gut, als in Frankreich, wo in gerichtlichen Reden die plaidoyers de patric, und hernach die des Cochin und D'Aguesseau alles übertreffen. Eben so auf der Kanzel. Englische Theologen reden akkurat, moralisch-vernünftig, besitzen aber keine Kraft das Herz zu rühren, und den Willen zu lenken. Sie liefern bloß kalte, vernünftige Abhandlungen, nicht Reden wie Bossuet, Massillon, Bourdaloue und Flechier. — Frankreich hat höhere Ideen vom Gefallen und Rühren durch Reden als England; die éloges vorzüglich sind Beweise seiner Kunst des Gefallens und

Einnehmens. Die heftige Aktion der Alten, supplosio pedis, percussio frontis et femoris (Cic. de cl. orat.) — ist heute nur noch auf dem Theater erlaubt.

Die vornehmsten Ursachen des Unterschiedes der Beredtsamkeit in alten und neuern Zeiten sind:

1. Die Alten hatten mehr Genie, wir lieben mehr Akkuratesse und Raisonnirungsgaben, wir achten mehr auf bons sens, und Philosophie, verachten daher alle Kunst, die Einbildungskraft zu erhöhen, und die Leidenschaft zu wärmen. Vielleicht auch

2. unser großes Phlegma und unser natürlicher Kaltsinn; —

3. unsre ganz verschiednen Staats- und Gerichtsverfassungen. Vor Gericht waren bei den Alten der Richter sehr viele, die Gesetze unzulänglich, die Entscheidung der Billigkeit überlassen; anders ists heut zu Tage, da alles auf Rechtskenntniß ankömmt. — Specielle Ursachen kommen dazu; in England z. B. hindert das Bestechungssystem alle wahre und herzliche Beredtsamkeit. Auf der

Kanzel schadet das Ablesen, welches in England allgemein ist, aus Reden Abhandlungen macht. Die eifrige und populäre Manier der Sektirer und Schwärmer machte, daß die herrschende Kirche zu diesem entgegengesetzten Extreme überging. —

Aber noch ist auch in neuern Zeiten Feld für Beredtsamkeit. Die Alten theilten alle Reden in 3 genera ab: in das genus demonstrativum, loben und tadeln — deliberativum — rathen und abrathen — und judiciale — anklagen und vertheidigen. —

Heut zu Tage giebts

1. Reden vor Volksversammlungen,
2. vorm Gerichtsstuhl,
3. auf der Kanzel. —

In Reden erster Art wird nie der Zweck erreicht, ohne vorher

a. die Zuhörer scharf zu überzeugen durch Verstand; denn bei Geschäften kommts nie an auf Schmuck, sondern auf Einsicht — Good sense an solid

thought; — man muß sich an die Sachen halten.

b. Man muß selbst überzeugt seyn; daher ist es eine falsche und verderbliche Uebung, von jeder Sache die Gegenseite vertheidigen zu können.

c. Ex tempore muß man reden. Die Wärme muß angemessen, nicht affektirt, nicht ungestüm seyn. Distinktheit und Ordnung muß man beobachten, Verbosität vermeiden, und die ganze Behandlung immer nach den Gegenständen und Zuhörern modificiren.

Die Kanzelberedtsamkeit hat große Vortheile, Würde der Sachen, welche des höchsten Schwungs in Schilderung, Wärme und Heftigkeit fähig ist; aber auch Nachtheile. Kein Streit ist da, die vorgetragnen Sachen sind alt und abgenutzt, ohne neue Umstände; der Prediger ist abstrakt, oder deklamatorisch. — Wahre Beredtsamkeit ist auch hier die Kunst, die Wahrheit so ins Licht zu setzen, daß sie am vortheilhaftesten überzeugt und bewegt. —

Erfordernisse sind: 1. Richtiger Begriff vom Zweck, Menschen zu bewe-

gen, daß sie gut seyen, und also sie praktisch durch Ueberzeugungen zu Entschließungen zu bringen; 2. Popularität d. i. die Gabe, angepaßt den Begriffen des Volks, seine Herzen einzunehmen. Vernünftig muß der Prediger seyn, d. i. klare Gedanken beibringen, aber dabei auch ein Redner. Er muß ein guter Mann seyn, das wird ihm Ernst und Stärke geben, wahre Frömmigkeit würde vor allen den Deklamatoren helfen. Charakter der Kanzelberedtsamkeit ist Ernst, Gravität und Wärme, von der aber Einförmigkeit, steife Feierlichkeit und alles Theatralische entfernt seyn muß. Salbung, rührende, durchdringende, anziehende Art, fließt aus starkem Gefühl für die Wichtigkeit der Wahrheiten, die man vorträgt, und aus dem ernsten Verlangen, sie den Herzen der Zuhörer eindringlich zu machen. — Bei der Wahl der Materien hat man vor allem zu sehen auf Nützlichkeit; ohne die ist alles Andre nichts.

In Ansehung der Behandlung beobachte man Folgendes:

1. Man sehe auf Einheit, dieß ist leicht, da die Wahl der Sachen freisteht. Ohne Einheit, d. i. Hauptpunkt, wird die Seele zerstreut und der Eindruck geschwächt;

2. bestimmte, einzelne Materien fasse man, behandle sie nicht generell, wie die Anfänger lieben.

3. Man sage nicht alles, sondern lasse den Zuhörer auch selbst denken.

4. Man setze sich an die Stelle der Zuhörer.

5. Man suche den Vortrag interessant für die Zuhörer zu machen, sey nicht trocken, wende sich beständig an die Zuhörer und ahme nicht nach.

6. Der Styl sey nicht tavtologisch, nicht poetisch — man fange an mit Schreiben und Auswendiglernen, und gehe über ins Extemporiren, lese ja nicht ab.

Was die Theile der Rede betrifft, so muß

1. die Einleitung

a. natürlich, leicht aus den Sachen selbst entsprungen seyn, also erst nach überdachter Sache;

b. sie muß korrekt,

c. bescheiden seyn, nicht zu viel versprechen,

d. ruhig seyn.

2. Satz, Theilung muß

a. distinkte Theile haben, nicht z. E. zuerst von den Vortheilen der Tugend überhaupt und dann insbesondere von der Gerechtigkeit und Mäßigkeit reden wollen;

b. die Theile müssen den Satz erschöpfen;

c. sie müssen präcis ausgedrückt seyn.

3. Die Narration, Erklärung, muß klar, glaublich, gedrungen seyn.

4. In Betreff der Argumentation bedenke man:

a. Erfindung ist keine Sache der Kunst; die Topik der Alten ist falsch, genus, species, causa, effectus, antecedens, consequens, similitudines, contrarietates, definitiones, circumſtantiae temporum et loci, personarum et rerum, sind wohl zu berücksichtigen, aber nicht in steifer Folge, und nur nach Erfordern der Umstände — Loci waren allgemeine

Ideen, applikabel um Materie und Stoff zur Rede zu finden.

b. Die Stellung und Führung der Argumente sey entweder analytisch, wenn der Redner seine Absicht verbirgt, daß er die Folge ziehn kann, oder synthetisch.

c. Um die Argumente treffend zu wählen, stelle man sich in die Stelle des Hörers und Lesers, vermische nicht die Argumente, sondern isolire sie, wahr falsch, recht unrecht, nützlich schädlich soll bewiesen werden, jedes distinkt, auch nicht zu viel.

5. Pathetische Peroration. Die Alten machten zum Behuf derselben große Theoreme über Leidenschaften — Aristoteles. — Für uns ist eine Rührung oder Erschütterung, wie sie gewöhnlich im letzten Theile der Predigten, der Applikation, angebracht wird, nicht immer nothwendig.

a. Man sehe, ob die Sache sie zuläßt;

b. man gehe nicht insbesondere aufs Rühren aus;

c. es ist ein großer Unterschied, den Zuhörern zeigen, daß sie gerührt seyn sollten, und sie wirklich rühren. Das letzte soll der Prediger, wenn es die Sache erlaubt, und die Umstände fordern;

d. dazu muß er selbst gerührt seyn;

e. man sehe auf rechte Sprache der Leidenschaften, d. i. rede ungeschwächt;

f. man spreche nicht zu lange und nichts Heterogenes. —

Vortrag in Ton, Blick, Geberden. — Der Ton muß verständlich seyn, also laut, distinkt, artikulirt, langsam, mit gehöriger Accentuation. Im predigen pflegt man anders zu accentuiren als gewöhnlich, aber falsch. — Ferner sey er zweckmäßig in Emphasis, Pause, Geberden; Emphasis ist stärkerer Ton, dieser giebt Leben. Gut angebrachte Emphasen sind Hauptbeweis von richtigem Geschmack, zumal in Reden. Pause; man muß sich durchaus nicht gewisse Pausen angewöhnen, ohne Rücksicht auf den Inhalt; hier muß man die Natur im gemeinen Leben nachahmen, und nicht nach den Zeichen in Büchern gehn. —

Die Modulation der Stimme muß sich nach dem Inhalte richten. Die Natur treibt uns schon dazu, den Ton des Zorns, der Liebe, des Ernstes nachzuahmen, wenn man in diese und ähnliche Stimmungen wirklich versetzt ist; empfindsamer und lebhafter Umgang hilft. Aber da meint man, auf der Kanzel müsse man studirt sprechen und einen andern Ton haben. Man folge getrost der Natur, und stelle sich vor, man rede in Gesellschaft. In den Geberdungen haben Franzosen, Italiener den bezeichnendsten und lebhaftesten Ausdruck. Auch hier leitet die Natur und feines richtiges Gefühl zu treffender Begleitung der Worte mit Mienen und Gesten. Man muß sich nichts angewöhnen, sich in der Fassung erhalten, und nie, nie affektiren!

Mittel zur Beredtsamkeit zu gelangen sind:

1. Persönlicher Charakter und Lage. Non posse oratorem esse, nisi bonum virum, sagt Cicero. Die Meinung der Zuhörer von unserer Redlichkeit hilft zur Ueberzeugung. Tugend ist den Wissenschaften hold, sie giebt Wetteifer, gewöhnt

an Emsigkeit, hält die Seele ruhig von Leidenschaften und niedern Bestrebungen, sie giebt die wirksamsten Gesinnungen und die stärkste Sprache —

2. Goad sense and Knowledge;

3. habitus et industria;

4. Muster; nicht Kompendien muß man studiren, sondern die guten Redner selbst!